

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**





### Die Beerengundel.

Hessische Dorfgeschichte von  
E. Mengel.

I.

Leichte Nebelschleier senkten sich bereits dichter und immer dichter auf das Dörflein in dem stillen Thale hernieder, während ein breiter, purpurfarbiger Streifen am westlichen Himmel die wä-

len Knospfen. Das junge Mädchen hieß eigentlich Kunigunde Lehnhäuser, es wurde aber in der ganzen Gegend die Beerengundel genannt, weil es in den entsprechenden Jahreszeiten viele Familien des etwa zwei Stunden entfernten Städtchens Werna mit den in den Höhenwäldern um Tiefenborn reichlich wachsenden und als besonders aromatisch bekannten Früchten versorgte. Gundel nahm jetzt den Korb von ihrem Kopfe, knotete das Bündel auf und legte den Strauß und seinen Inhalt auf die Wurzel einer uralten Tanne, die eine Schwellung des Bodens wie die Finger einer bräunlichen Riesenhand umflammerten. Dann ging sie ein paarmal im hohen Waldgras auf und ab, um sich die kleinen zierlichen Füße vom Staube zu säubern, und löste dabei das unter dem Kinn gebundene weiße Kopftüschchen, aus dem goldig-schimmernde, halb gelöste Zöpfe bis zur Mitte des gestickten, doch sauberen Rockes herabhingen. Als Gundel dieselben wieder geflochten, Schuhe und Strümpfe angezogen und die von dem losen Unterjäckchen bisher nicht beengten, jugendlich runden Formen mit dem armellosen, knapp anliegenden Leibchen umschlossen hatte, hob sie den Korb wieder auf den Kopf, legte den Strauß obenauf und machte sich schnell auf den Heimweg. Bei ihrem Gang über die Wiese lächelte Gundel mehrmals so stillvergönnt, daß ihre schönen Kornblumenaugen in heller Freude aufleuchteten und zwischen den vollen roten Lippen die weißen Zähne hervorblitzten. Gundel war heute über alle Maßen froh. Sie besaß ein Gemüth, das die Anlage hatte, glücklich zu sein, auch wenn alles lange nicht so war, wie sie es schon allein um des geliebten leidenden Bruders willen gewünscht haben würde. Im tiefsten Leide, an dem ihr junges Leben doch schon so reich war, fand sie immer einen tröstenden Ausweg. Es war, als befände sich in Gundels Seele eine unver-siegbare Lichtquelle, die keinen Schatten allzulange ein verdüstertes Regiment ausüben ließ.

Gundel stellte sich zuerst vor, wie sich Christoph über den guten Verdienst und die vielen im Korbe liegenden Hefen und Zeitungsbblätter freuen würde, die ihr die Löwenwirtin in Werna heute für den Bruder geschenkt hatte. Dann dachte sie an ihre schon lange verstorbenen Eltern, an die selige Großmutter und an deren Schwester Marielies, die beide so treulich geholfen hatten, sie und ihren ältern Bruder Christoph zu ernähren. Ach was für ein Glück wäre das gewesen, wenn Gundel ihnen alles Gute hätte vergelten, wenn die beiden Frauen es noch hätten erleben können, daß Christoph nach ihrem Tode nicht der Gemeinde zur Last fiel, sondern schon seit seiner Schwester Konfirmation — jetzt beinahe vier Jahre — redlich von derselben ernährt wurde.

Dann kam die junge Dirne in ihren Rückblicken auch an jene Zeit, in welcher sie auf dem Gehöfte des reichen Freibauern für eine kranke Magd aushelfen mußte. Sie hatte in den wenigen Wochen viel gelernt und manches Gute von der nun schon seit ein paar Monaten verstorbenen Bäuerin erfahren. Selbst der wegen seiner heimlichen Wuchergeschäfte in der ganzen Gegend verhasste Freibauer, dessen Antlitze noch kein Mensch anders als mit finsternem Ausdruck gesehen hatte, war gut und freundlich gegen sie. Freilich nur bis zu dem Augenblick, wo ihr sein Einziger, der Konrad, im Garten hinter dem Hofe Worte sagte, die zwar so lieblich klangen wie der Perchenschlag überm Ackerfeld, die sie aber besser doch nicht so ruhig hätte anhören sollen. Wäre sie fester

gen Höhen ringsum noch in eine feurige Glut tauchte. Lauter er-  
Nabe herrschte nach dem drückend heißen Tage in  
kassen Natur. Kein Küstchen regte sich, der Wald lag  
traumhaftem Schweigen und die Vögelin hockten  
kommen auf ihren Nestern.  
Wäglich unterbrach die geheimnisvolle Stille die aus  
um tiefen Tannendickicht schallende Melodie eines hessi-  
gen Volksliedes, dessen einzelne Worte man immer  
auslicher vernehmen konnte. Es wurde von einer hellen  
lästigen Mädchenstimme, wenn auch nicht ganz ohne  
ehler, aber in echt volkstümlicher und gefühlvoller  
weise gesungen. Besonders von innerer Bewegung  
füllt klang der letzte Vers in das friedliche Thal  
maus:  
"Lan und Gras, das muß verwelfen,  
Aber treue Liebe nicht,  
Kommst mir zwar aus meinen Augen,  
Doch aus meinem Herzen nicht."  
Auf die von Obstbäumen eingefasste Landstraße,  
Wiese um eine vor dem Walde liegende Wiese einen  
bogen machte, trat in diesem Augenblick ein stattlicher  
Auenbursche mit blauleinemem Pittel, hohen, von  
er edigen Kruste bedeckten Stiefeln und einem  
schon dunkeln Strohhut. Beim Vernehmen des Liedes  
drängte plötzlich ein Schimmer höchster Glückselig-  
keit den fast traurigen Ernst aus seinem schönen, bräun-  
lichen Antlitze. Andächtig hörte er bis zum Schlusse zu,  
nicht dann hinter den Stamm eines dicken Apfelbaumes  
horchte, das Auge unverwandt auf eine schmale  
Stange zwischen den Rammen über der Wiese gerichtet,  
spannt, wie der Jäger beim Anstande auf ein edles  
Wild, auf das Erscheinen der Sängerin.  
Nur eine kleine Weile hatte er so dagestanden, als  
ein junges, schlankes Bauernmädchen, ähnlich gekleidet,  
er frisch und blühend wie ein heiterer Morgen, am  
Ausgang des schmalen Waldpfades erschien. Die Dirne  
lag einen mit einer Anzahl kleiner Henkelkörbchen ge-  
füllten größeren Korb auf dem Kopfe, den sie mit der  
rechten Hand stützte, während sie in der rechten einen  
Strauß Waldblumen und ein zum Bündel zusammen-  
knotetes rotgeblümtes Tuch hielt. In demselben be-  
fanden sich die auf dem einsamen Gange abgelegten  
Schuhe und Strümpfe und das erst kaum für die  
Reise in die Stadt neu angeschaffte Leibchen mit blan-



und ihres niedrigen Standes allzeit eingedenk gewesen, dann hätte Konrad sie nicht umarmen und der alte Freibauer keine solch hohnvollen Spottreden ausstößen können.

Purpurglut schoß über Gundels Antlitz, als sie an diesen Vorfall dachte. Für einen andern hätte sie um keinen Preis der Welt solch ein drückendes Bewußtsein mit sich herumzuschleppen mögen, aber der Konrad vom Freihofe war doch sonst ein gar zu guter und treuerziger Mensch, als daß sie ihm nicht von Herzen gerne etwas ganz Besonderes zu Gefallen gethan hätte. Daß er damals keinen Spott mit ihr getrieben, das sah Gundel bei jeder Begegnung an dem offenen Blick seiner seit dem Tode der Mutter gar so traurig blickenden braunen Augen. — Allein so weit wie vor zwei Jahren im Garten durfte es niemals wieder kommen, wenn sie ihre schweesterlichen Pflichten ferner frohgemut erfüllen und an dem Glauben festhalten wollte, daß das Leben auch ohne die Verwirklichung der sehnlichsten Wünsche immer noch ein gar köstlich und herzerfreuend Ding sei.

Gundel war beinahe bis zu der Stelle gekommen, wo der sich über die Wiese fortsetzende Pfad in die Landstraße mündete, als sie, durch ein leises Geräusch aufmerksam gemacht, zur Seite blickte und den Konrad hinter dem Apfelbaum hervortreten sah. Obgleich ihn sein ganzes Herz zu ihr hindrängte, hatte er dennoch ihre Ankunft hier ruhig abgewartet, um sich zu fassen und sich noch eine Weile ungestört an ihrem lieblichen Anblick erfreuen zu können.

Im ersten Augenblick war Gundel über das Erscheinen des im stillen heißgeliebten Burschen so heftig erschrocken, daß sie wie gebannt stehen blieb. Als sie aber dann schnell mit einem freundlichen „Guten Abend, Konrad“ an ihm vorübergehen wollte, faßte er sie bei der Hand und sagte: „Ei, Gundel, denkst du denn wirklich, daß ich dich heut wieder so leicht entschlipfen ließe, wie selbiges Mal in unserem Krautgarten?“

Das Mädchen versuchte ein ernstes Gesicht zu machen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte, und entgegenete vertrauensvoll: „Ich hoff' es fest, Konrad, du giebst mich nit wieder bösem Gespöht preis und bedenkst, daß mein einzig' Gut mein unbescholtener Name ist.“

„Dein einzig' Gut?“ wiederholte der sonst stille und in sich gelehrte Bursche außer sich vor Freude. „Ach geh doch, Gundel, hast ja auch außerdem alles, was das Herz nur begehrt: Schönheit und Frohsinn, ein gut Gemüt und einen treuen Schatz dazu!“

In Gundels rosig angehauchte Wangen stieg eine tiefe Glut. Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte, aber sie fühlte, daß sie sich losreißen müsse, um nicht wie damals wieder schwach zu werden. „Ich muß nach Haus, Konrad,“ sagte sie deshalb verlegen, „dem Christoph war heut freilich nit ganz gut, er wird auf mich warten.“

In dem Augenblick jedoch, wo sie ihre Hand aus der feimigen lösen und sich umwenden wollte, ohne dabei seinen treuen braunen Augen zu begegnen, hob er flugs den Korb von ihrem Kopfe, stellte ihn ins Gras und schlang seinen Arm um ihren Nacken. „Gundel,“ rief er bewegt, „ach wenn du dir nur fürstellen könnt'st, wie ich mich nach dieser Stund' mit heimlicher Dual gelehnt hab'! Seit meine selige Mutter nit mehr da und es in unserem Hof gar öd und traurig worden ist, weiß ich erst, daß ich all mein Lebtag nit von dir lassen kann, daß du bald mein werden mußt.“

Der heilige Ernst seiner Worte erschütterte Gundel, und in ihrer Seele begannen unbeschreibliche Wonne

und traurige Hoffnungslosigkeit miteinander zu streiten. Obgleich jedoch die letztere immer mehr die Oberhand gewann, sagte die Dirne mit einem Blick, der das Schmerzliche ihrer Worte wieder gut zu machen strebte: „Was nun einmal nit sein kann, soll man von unserem Herrgott nit ertragen wollen. Es ist ja schon ein gar groß' Glück, wenn man in der Jugend so aut \*) Köstliches im Herzen spüren konnt.“

Nach diesem naiven Liebesgeständnis schloß der überglückliche Bursche das sich heftig sträubende Mädchen nur noch fester an sich. „Gundel,“ hob er dann wieder an, „der elende Mammon und meines Vaters Härte sollen uns beide nimmer scheiden. Du hast vor einer Weil' gesungen, daß Laub und Gras verwelken kann, aber treue Liebe nicht. Das ist wahr, ich lasse hob und Gut im Stich und geh' mit dir nach Amerika!“

Gundel erbehte und wich einen Schritt zurück. Zum erstenmale trat in ihr rundes anmutiges Antlitz der Ausdruck fester Entschlossenheit. Dann entgegnete sie: „Wohl hab' ich 's Lied gesungen, weil's mich vor unwürdig dazu trieben hat, doch auf gestohlenem Grund konnt' ich nimmer mein Glück aufbauen. Ein Mannsbild in deinen Jahren mag anders darüber denken wie ein junger Dirne, aber ich mein', man müßt seine Eltern ehren, selbst wenn man schon einen grauen Kopf und 's Schweres dadurch zu überwinden hätt'. Das mach' ich 's Herze leicht und froh in aller Trübsal und giebt Mat vor Gott und den Menschen.“

Während sie sprach und ihn mit ihren ehrlichen Augen dabei anblickte, hatte der Bursche längst ihre von den Dornen zerrissenen Hände wieder mit den feinen umschlossen. „Ach Gundel,“ erwiderte er ernst, „du schneid'st mir ins Leben mit deiner ersten Red' und wirfst alle meine Pläne über den Haufen! Aber böß kann ich dir dernthalb' doch nit sein. Ich muß sogar sagen, daß du in dem kreuzbraven Sinn das Rechte erwählst und mir vor meiner nächsten Pflicht wieder Respekt beigebracht hast.“

„Gottlob!“ fuhr Gundel wie erleichtert fort und in ihre Züge kehrte der alte heitere Ausdruck zurück. „Doch mußt du zugeben, Konrad, daß auch ich heilige Pflichten hab'. Ich konnt' ja den Christoph nit verlassen, wenn ich auch wüß', daß ich drüben überm Meer gleich mit dir vor den Altar treten konnt'.“

In Konrads braunen Augen begann es feucht zu schimmern. „Ja,“ sagte er, „du bist eine treue Schwester, wie's weit und breit keine zweite giebt. Der Christoph kann troy all sei'm Glend glücklich und froh sein. Aber, setzte er nach einer Pause zögernd noch hinzu, „aber, Gundel, was giebt's denn aus uns zwei?“

„Das wird unser Herrgott schon wissen. Wenn wir wirklich für'nander bestimmt sind, was ich mir nach gar nit fürstellen kann, dann werden, wie's im alten Sprüchlein heißt, die Stein' am Weg oder Wetter und Sturm schon helfen, uns zusammenzubringen.“

„Glaubst du das wirklich, einzige Dirn?“

„Ja,“ fuhr Gundel mit fröhlicher Zuversicht fort, „ja, ich glaub's und spür' alldieweil schon, daß mein Glauben nit zu Schanden werden wird. Darum läßt ich dich auch, Konrad, thu deinem Vater nit zum Trug, geh mir nit nach auf meinen einsamen Waldgang und —“

„Weißt du auch, was du von mir verlangst, Gundel,“ unterbrach er sie leidenschaftlich. „Weißt du, was es heißt, mitanschauen zu müssen, daß sich das Liebste auf der Welt, dem man das Leben so schön als möglich

\*) Heftiger Volksausdruck für „etwas“.





machen möcht', schwer quälten und die Händ' von den Dornen im Wald zerreißen lassen muß?"

"Ich weiß nur, daß treue Lieb' alles kann und Arbeit das Leben süß macht," gab sie heiter zurück. "Und was die Dörner im Wald betrifft, so thun sie noch weniger weh, als die bösen Jungen im Dorfe, die einer armen Dirne gar leicht etwas Schimpfliches anhängen."

"Du sollst sehen, daß auch ich aufs alte Trostsprechen bauen und alles für dich thun kann. Aber versprich mir auch, daß du nach keinem andern schauen willst!"

"Das kann ich dir mit versprechen," versetzte Gundel treuherzig. "Wenn ich einen Burschen seh', Konrad, dann stell' ich mir immer für, daß er doch noch lang mit so schön anschaut wie du. Das kommt so von selbst und dagegen kann ich mit dem besten Willen nit aufkommen."

"Na, dann seh' nur noch den andern so viel, als du willst!" rief er außer sich vor Freude und wollte sie küssen. Gundel aber wehrte ihn ab, erinnerte ihn daran, daß es mittlerweile ziemlich dunkel geworden und für zwei noch nicht durch ein heilig Band zusammengeknüpfte Leute nicht schicklich sei, so kärtlich miteinander zu sein.

Obgleich es Konrad eine harte Überwindung kostete, fügte er sich demnach willig wie ein Kind. Er drückte ihr nur herzlich die Hand, stellte es ihr anheim, den Christoph zu grüßen, und ging über einen Ackerpfad, während Gundel auf der Landstraße nach Hause eilte. — Gerade in dem Augenblick, als das junge Paar auseinanderging, schritt ein Bauer, eine wahre Riesengestalt, mit finstern blickenden Augen und einem heimlich geröteten Antlitz an ihm vorüber. Er schielte mit böshafter Freude, als er die beiden jungen Leute erblickte, murmelte ein paar unverständliche Worte vor sich hin und schritt, ein lustiges Lied pfeifend, die Landstraße entlang.

Mitten auf seinem Wege über den Acker wandte sich Konrad wieder um und sah der hohen dunklen Gestalt eine Weile nach. Er wußte zwar, der ehemalige Lindenbauer, jetzt vom Volke Lindenpeter genannt, ging ins Wirtshaus am Walde, wo der Trunbold jeden Abend zu finden war. Konrad hegte auch keinen Augenblick Zweifel darüber, daß sein Vater, nachdem er mit dem Bürgermeister von Werna einig geworden, im Postwagen heimfahren würde, aber er mußte doch

plötzlich mit geheimer Angst daran denken, was es geben könne, wenn dieser herabgekommene Mensch seinem Vater einmal auf einsamer Landstraße begegnen würde. Der leidenschaftliche Haß, den der Lindenpeter gegen den letztern hegte, hatte ja seinen guten Grund. Konrad wußte es wohl, daß die Leute im Dorfe nicht im Unrecht waren, wenn sie einander zuraunten, der reiche Freibauer habe dem allerdings von Natur leichtsinnigen Menschen ein Kapital auf Wucherzins geliehen und sich nach und nach dadurch einen Acker nach dem andern von dem schönen Lindenbute zu eigen gemacht.

Während Konrad auf dem Wege nach dem ein Stüchchen von Tiefenborn entfernt liegenden Freihofe noch darüber grübelte, was er später alles thun könnte, um seines Vaters Sünden einigermaßen wieder gut zu machen, hatte Gundel das schmale zweistöckige Häuschen am Anfang des Dorfes schon erreicht. Dies Häuschen, das vom Grunde bis zur Giebelspitze mit wildem Wein dicht bewachsen war, hatte Gundel und eine oben wohnende alte Witwe von der Gemeinde Tiefenborn seit ungefähr drei Jahren für einen mäßigen Zins gemietet.

Als die Dirne in das niedrige, höchst sauber gehaltene Stübchen zu ebener Erde trat, gab ihr die alte Bauersfrau von oben durch einen Winkel zu verstehen, daß sie recht leise thun möge. Obgleich Gundel vor Schrecken ganz blaß wurde, beherrschte sie sich dennoch und schritt, nachdem sie den Korb behutlich beiseite gestellt und die Schuhe ausgezogen hatte, fast unhörbar an das dicht neben der Thüre zu ihrem kleinen Schlafgemach stehende Bett. Christoph schlief fest, doch sein Atem ging hastig, auf seinen eingefallenen Wangen glühten Fieberrofen. Eine



„Das kann ich dir nit versprechen,“ versetzte Gundel treuherzig.

Weile betrachtete das Mädchen angstvoll den geliebten Bruder, dessen kleine verwachsene Gestalt jetzt dem edel geformten Kopf mit der schöngewölbten Stirne und dem blonden Kraushaar keinen Eintrag that, dann bat es die Hausgenossin, ihm zu folgen, und ging mit derselben in die hinter ihrem Stübchen liegende Küche. Als Gundel nach genauer Erkundigung von der alten Frau erfahren hatte, daß Christoph erst am Nachmittage heftiges Stechen in der Brust und starkes Fieber bekommen, wurde sie zwar ein wenig ruhiger, aber sie meinte doch, daß es das beste sei, wenn sie sich gleich wieder auf den Weg machen und den Doktor aus Werna rufen würde. Die alte,

Als die Dirne in das niedrige, höchst sauber gehaltene Stübchen zu ebener Erde trat, gab ihr die alte Bauersfrau von oben durch einen Winkel zu verstehen, daß sie recht leise thun möge. Obgleich Gundel vor Schrecken ganz blaß wurde, beherrschte sie sich dennoch und schritt, nachdem sie den Korb behutlich beiseite gestellt und die Schuhe ausgezogen hatte, fast unhörbar an das dicht neben der Thüre zu ihrem kleinen Schlafgemach stehende Bett. Christoph schlief fest, doch sein Atem ging hastig, auf seinen eingefallenen Wangen glühten Fieberrofen. Eine



wie eine Großmutter zu ihr stehende Frau gab dies jedoch durchaus nicht zu. Sie erinnerte Gundel daran, daß es schon oft bei Christoph so gewesen und am andern Morgen von selbst wieder besser geworden sei, sie legte ihr ans Herz, ihre Kräfte nicht über Gebühr anzustrengen, und zeigte gen Himmel, wo eben schwarze drohend geballte Wolkenmassen den ganzen östlichen Horizont überzogen. Da sich bald darauf auch ein heftiger Sturm erhob, der den Staub der Landstraße gegen die Fenster jagte und dann und wann einen Fiegel von den Dächern riß, faßte Gundel endlich den Entschluß, zu Hause zu bleiben. Aber sie war nicht dazu zu bringen, sich zur Ruhe niederzulegen. Sie blieb am Bette des Bruders sitzen, beobachtete liebevoll jede seiner Bewegungen und begann, um sich die Zeit ein wenig zu vertreiben, bei dem trüben Licht ein Bündel Weidengetreide zu schälen, aus denen Christoph wieder kleine Körbchen zum Verkaufe flechten wollte. Auf das kleine Tischchen aber neben seinem Bette stellte sie den mitgebrachten Balsblumenstrauß und neben denselben legte sie in sinniger Anordnung die Blätter und buchartigen Hefte. Das schönste Hefte aber mit der Darstellung eines Defreggerischen Bildes auf der ersten Seite wurde aufgeschlagen obenhin gelegt. Christoph hatte die Bilder von Defregger und die Blumen so gerne, er sollte wenigstens beim Erwachen gleich eine kleine Freude haben.

II.

Fast um dieselbe Zeit, als sich Konrad im Freihofe noch vor der Ankunft des Postwagens todmüde zur Ruhe legte und Gundel im kleinen Gemeindegäuschen schon beinahe eine Stunde am Lager des kranken Bruders gesessen hatte, schritt der Lindenpeter, den schübigen Hülshut tief in die Stirne gedrückt, eilig vom Wirtshaus am Walde nach dem schmalen Tannenpfade über der Wiese. Er achtete nicht darauf, daß der Sturm mit unheimlichem Geheul durch die Bäume brauste, er fuhr nicht zusammen, als der Blitz ganz nahe bei ihm in eine hohe Tanne einschlug und das knatternde Rollen des Donners die schaurige Musik noch übertönte. Der Gedanke, sich nach Jahren heimlichen Grolls endlich einmal an seinem Todfeinde rächen zu können, machte ihn gleichgültig gegen den wilden Aufruhr in der Natur und trieb ihn an, so hastig den düstern Pfad hinaanzufreigen, wie Gundel ihn gegen Abend trotz heftiger Sehnsucht nach ihrem Bruder nicht schneller herabgekommen war.

Kaum hatte der Lindenpeter nämlich in der Wirtsstube gesessen, als er durchs offene Fenster den draußen haltenden Kutscher eines adligen Gutsbesizers einem Tagelöhner vom Freihofe erzählen hörte, der Freibauer habe sich heute nach Abschluß des Handels mit dem Bürgermeister von Werna auf dessen Kosten einen gehörigen Rausch angetrunken. In diesem habe er die Abfahrt der Post versäumt und — wie der Kutscher später beim Vorbeifahren bestimmt gesehen haben wollte — den kürzern, aber bei Nacht doch recht unheimlichen Pfad zum Heimweg eingeschlagen, der ja selbst am Tage fast nur von Beerenzimmern begangen wurde.

Während beide Bursche sich noch darüber lustig machten, wie viele Purzelbäume der alte berauschte Geizhals, der für eigenes Geld nie einen Tropfen trank, auf dem holperigen Gang wohl schlagen würde, hatte der Lindenpeter die Stube bereits verlassen und war aus der Hinterthüre des Hauses durch eine kleine Tannenschonung der Wiese zugeeilt.

Als er schon beinahe eine halbe Stunde atemlos durch Wetter und Sturm geschritten und bereits auf dem Rücken der Höhe angekommen war, spürte der rach-

süchtige Mann plötzlich, daß er in der Haft sein Messer im Wirtshaus zurückgelassen hatte. Eine Sekunde blieb er verblüfft stehen, dann löste er schnell den um seinen Leib geschlungenen Strid, den er um die zum Verkaufe gesammelten Reifglasten zu binden pflegte und hegte vor dem Gang ins Wirtshaus abzulegen vergessen hatte. Ein paar mal schwang er ihn mit wildem Hohngelächter durch die trodene schwere Luft, als ob er seine Kraft erproben wolle, dann trat er unter eine dicke Tannengruppe und lauschte mit krampfhaft gespannten Zügen auf immer näher kommende schwere Tritte.

Im Taunel hatte der Freibauer die monderhellste Stelle erreicht, wo eine alte, vom Sturme entwurzelte Tanne quer über den Pfad und mit ihrer Krone tief in des Dickicht auf der andern Seite des Waldes hineingestürzt war. Weiter jedoch vermochten die Füße seinen schweren Körper nicht zu tragen.

Der Sinne nicht mächtig, aber von einer quälenden Angst gefoltert, war er nach manchem harten Fall in dem Umwetter bis hierher gekommen, jetzt brach er vor der Tanne zusammen und schlug mit ausgestreckten Armen über dieselbe hin. Gerade als sich der alte Mann mit heftiger Anstrengung wieder aufrichten wollte, irtwang der Lindenpeter wie ein gereiztes wildes Tier auf ihn zu und drückte ihn hart zu Boden.

„Hab' ich dich endlich einmal unter vier Augen, du elender Schuft!“ rief er mit boshafter Schadenfreude. „Recht so, recht so, hast dich ja schön hingelegt, damit ich dir die Tracht Hiebe bequemlich ansteilen kann, die dir seit dem letzten Termin vor fünf Jahren schon zugedacht ist!“

Noch hatte der unheimliche Mensch die Drohung nicht ganz ausgesprochen, da schwang er schon den Strid und ließ ihn mit Wucht auf den Rücken des alten Mannes niederfallen. Der Freibauer krümmte sich wie ein Wurm unter den harten Streichen, aber er konnte keinen Ton aus der Kehle bringen. Zumeilen hob er mit größter Anstrengung den Kopf ein wenig in die Höhe und streifte mit einem müden Blick das Antlig seines Peinigers. Allein die stumme Bitte machte wenig Eindruck auf den Rachedurstigen. Dieser schlug so lange zu, wozu es traf, bis sein Arm müde geworden war, dann schleifte er den halbtoten Mann ein Stück weit ins Dickicht, dort band er ihn mit ausgebreiteten Armen, wie in alten Zeiten den Verbrechern, welche getrauzt werden sollten, geschah, auf den Stamm und zwei Äste der entwurzelten Tanne.

Eine Weile lag der Freibauer wie entseelt da, der Mond blickte durch aneinanderschlagende Baumwipfel auf ein erdfabes regungsloses Antlig. Als der Alte aber dann die Augen wieder aufschlug, einen dumpfen Laut ausstieß und Hände und Füße vergeblich von ihren Schlingen zu befreien suchte, sagte der Lindenbauer halb grollend, halb hohnvoll: „Fast doch eine Natur wie ein Gaul, alter Sünder, aber wir wollen einmal sehen, ob sie dir nach dem Traktament unter Blitz und Donner bis morgen früh noch den Atem anhält.“

Ein leises lechzendes Wimmern entrang sich der Brust des Gequälten, der seine Bestimmung wiedergewonnen, aber die Sprache noch immer verloren hatte. Dies rührte aber den grausamen Menschen ebensowenig wie die Blutstropfen, die von einer Wunde am Kopf des alten Mannes zwischen dem weißen Haar hervor und über Schläfe und Wangen auf den moosigen Waldboden herniederrieselten. „Schau,“ fuhr der Lindenpeter mit eigigem Hohne fort, „schau, es wär mir ja ein Vergnügen, dein Messer aus dem Sack zu langen und dich mit einem Stich von aller Dual frei zu machen. Aber



...mich's auch selbst das Leben kostet, du sollst vor  
 einem End' doch einmal spüren, wie's thut, wenn  
 du von Gott und der Welt verlassen ist. Du weißt  
 hier sucht dich so leicht keiner, apparti bei solch'  
 Herrlicher Ausschau. Und damit du nit denkst, daß  
 dein Einziger die Haar' ausraufen thät', wenn sie  
 morgen in demselben Zustand finden wie mich,  
 ich dir nur sagen, daß ich selbst mitangeseht  
 wie er gegen Abend mit der armen Beerengundel  
 Leben eins worden ist!"

Er schlachte in die Hände, wie einer, der seinen vollen  
 will, und fügte dann noch  
 qu: "So, nun ist's mir seit Jahr und Tag einmal  
 der wohl ums  
 es! - Wir zwei sind  
 lich quitt mit einander  
 und sehen uns in  
 dem Leben nit wie-

Als der Lindenpeter  
 darauf ein paar  
 Schritte gethan hatte,  
 ndte er sich noch ein-  
 mal nach dem Gefessel-  
 um, der im schwan-  
 den Mondlicht einen  
 usigen Anblick bot.  
 r Unmensch sah es,  
 die Finger des Frei-  
 tern eine winkende  
 erregung machten,  
 er lachte teuflisch  
 an und verschwand  
 darauf, einen Nest  
 Strüdes in der  
 Sand, im dichten  
 ldesdunkel.

Es war eine schauer-  
 velle unheimliche  
 st, immer lauter  
 te der Sturm, im-  
 greller wurden die  
 ge, immer heftiger  
 Donnerschläge. Ein-  
 gen und Stöhnen  
 g durch die ganze  
 tur, es schien, als  
 re sie, wie der alte  
 stelte Mann, der  
 Jungaus schweren  
 nden. - Doch erst  
 m zwei Uhr nachts  
 erten sich die Ge-  
 sternwolken und zwar  
 mit einer solchen

st, daß die von den Höhen fließenden Wasserlein  
 Wägen anschwollen und sich in den muldenartigen  
 elen kleine Teiche bildeten. Obgleich die vom  
 arme gepreißelten Tannen ihr Geäst dann und wann  
 ein schützendes Dach über dem gefesselten Manne  
 sammemeigten, stand er doch in seiner trostlosen  
 während des furchtbaren Unwetters eine unbe-  
 ständige Qual aus. Allein nicht nur sein Körper  
 merzte, seine durchnässten Glieder fröstelten ihn, auch  
 Gewissen wachte auf und folterte ihn mehr als alle  
 erten Qualen. Und wie der stolze hartberzige Frei-  
 von Gott und den Menschen verlassen so jammer-  
 dalag, da that er unter Bliz, Donner und

strömendem Regen in sich selbst einen heiligen Schwur:  
 Wenn ihn Gott aus dieser Not erlösen und ihm noch  
 einmal - wenn auch nur für kurze Zeit - das Leben  
 schenken würde, dann wollte er an den Kindern des  
 Lindenpeter die alte Schuld wieder gut machen, seinen  
 Segen zu Konrads Blindnis mit der armen Beerengundel  
 geben und demjenigen einen Teil von seinem  
 großen Reichtum schenken, der sein Erretter aus dieser  
 großen Pein werden würde. - - -

Langsam verstrichen die Stunden, doch nicht allein  
 dem alten gefesselten Manne, dem dann und wann eine  
 Ohnmacht die brennenden Schmerzen in allen Gliedern  
 erleichterte, auch der armen Gundel wurden sie am Kran-



Er lauschte mit krankehaft gespannten Ohren auf immer näher kommende schwere Tritte.

kenbett des Bruders zu  
 endlosen Ewigkeiten.  
 Nach Mitternacht hatte  
 der Christoph einen  
 Blutsturz und dann,  
 als es draußen gerade  
 am ärgsten tobte und  
 stürmte, solche Fieber-  
 phantasien gehabt, daß  
 das Mädchen in seiner  
 Todesangst die alte  
 Frau oben aus dem  
 Schläfe weckte. Als  
 Christoph eine Stunde  
 später nochmals viel  
 Blut verlor, wollte  
 Gundel im größten  
 Unwetter sich auf den  
 Weg machen und den  
 Arzt aus Werna her-  
 beirufen. Von der alten  
 Frau ließ sie sich dies-  
 mal nicht zurückhalten,  
 aber sie mußte beim  
 ersten Schritt aus dem  
 Häuschen selbst ein-  
 sehen, daß unter solchen  
 Umständen an ein Fort-  
 kommen nicht zu denken  
 war. So sah sie denn  
 am Lager des Bruders,  
 seine feuchte Hand in  
 der ihrigen haltend, und  
 zählte die Minuten, bis  
 der Sturm sich legen  
 und der strömende Re-  
 gen nachlassen würde.  
 Zuweilen öffnete Chri-  
 stoph die großen glän-  
 zenden Augen und sah  
 die Schwester mit einem  
 so verklärten Blick an,

als ob nicht sie, sondern ein Engel, der ihm helfen  
 könne und wolle, an seinem Lager sitze. Solch ein  
 Blick ging ihr immer wie ein Stich durchs Herz, und  
 sie sandte ein Gebet nach dem andern zum Throne  
 des Höchsten, daß er doch endlich, wie's in einem alten  
 Predigtbuche hieß, "die Thore der Wolken schließen  
 und die Flügel des Sturmes zusammenfalten möge."  
 Jedoch Gundels Bitte wurde nicht sogleich erhört.  
 Ihre große Schwesterliebe sollte noch auf eine harte  
 Probe gestellt werden. Die ersten Voten des jungen  
 Tages, rosig angehauchte Wölkchen, zogen bereits wie  
 kleine Schiffelein an dem dämmernden Horizont herauf,  
 da erst konnte sie sich in dicht beschlagenen Nagelschuhen,

Einleander Seite für 1890.



Kopf und Oberkörper in ein frisch gewaschenes, blauleinenes Grastuch gehüllt, auf den Weg machen.

Die alte Frau, welche so lange bei dem Kranken bleiben wollte, begleitete sie zur Hausthüre und sagte, als das Mädchen einen Stachelsteden von einem Wandbrett im schmalen Flur nahm, erschreckt: „Um Gottes willen, Gundel, wirst doch nit am End' gar durch den Tammenpfad gehen wollen?“

„Ja, das will ich und muß ich, Base,“ gab das Mädchen bestimmt zurück. „Bedenkt doch, daß ich dann eine halbe Stund' eher in Werna bin.“

„Aber wirst Hals und Bein brechen in dem glitschigen Steig und vielleicht gar auf den Wildererbast stoßen, der seit letzter Zeit dort wieder im Morgengraun' umgehen soll.“

„Ihr wißt, ich glaub' nit an Geister und fürcht' mich nit, Base, apparti, wann mein Weg einer so ernstern Notfad' gilt.“ Dann deutete Gundel auf die Landstraße, welche ganz aufgeweicht und von großen Pfützen bedeckt war, und versetzte noch: „Ubrigens müßt Ihr doch sagen, daß ich im Waldgras noch festeren Fuß fassen kann als auf dem losgeweichten Grund.“

Gundel bat die alte Frau nochmals, daß sie während ihrer Abwesenheit das Bett Christophs keinen Augenblick verlassen möge, und war bereits im Morgengrauen ein Stück weit fortgeilt, ehe dieselbe noch einen Widerspruch erheben konnte. — Obgleich Gundel jede grasbewachsene Stelle am Rande des Tammenpfades genau kannte, so wurde ihr der Gang doch sehr sauer. Sie rutschte oft ebensovweit zurück, als sie emporgestiegen, und wäre ohne ihren Steden gar nicht vom Platz gekommen. Endlich aber hatte sie den schwierigsten Teil ihres Weges zurückgelegt, sie war auf der Höhe und stand in der Nähe der entwurzelten Tanne still, um nur einen Augenblick auszuschnaufen. Da drang plötzlich ein leises Wimmern an ihr Ohr, welches ihr beinahe das Blut zu Eis gerinnen ließ. Doch ihr stets bewährter Mut kehrte schnell zurück. Sie trat tiefer ins Gebüsch, sah sich gespannt nach verschiedenen Seiten um und stieß mit einemmale einen lauten gellenden Schrei aus. — Doch nur ein paar Sekunden stand sie bei dem graufigen Anblick des alten Mannes regungslos da, dann stürzte sie, ohne darüber zu grübeln, wer so etwas Furchtbares gethan haben könne, auf ihn zu, löste seine Fesseln, wuschte ihm mit einem feuchten Tuche das

Blut aus dem Antlitz und rieb seine erstarrten Hände. Als dies mit liebevoller Dehutsamkeit geschehen war, versuchte Gundel, den schweren Körper des Verlegten in eine bessere Lage zu bringen. Mit größter Anstrengung gelang ihr dies auch, und sie wollte eben das zusammengelegte Grastuch unter seinen Kopf schieben, als der alte Mann die Augen aufschlug und sie mit einem unbeschreiblichen Blick ansah.

„Gabt mir noch eine kleine Weile Geduld, Freibauer, dann soll Euch schnell Hilfe werden,“ sagte Gundel treuherzig. „Ich eil' doch für den Christoph nach Werna zum Doktor, der mag seinen geschickten alten Vater, der gerad' zum Besuch da ist, und die Peur' dem Korb schnell herschicken, damit sie Euch gleich



Sie trocknete ihm noch das nasse, weiße Haar und den fast erstarrten Nacken.

beimtragen können.“ Er nickte und machte mit den Händen eine zitternde Bewegung, als ob ihn stark frey Gundel sah dies und fuhr fort, indem sie schnell den Knoten über das dünne Leib geschlagenen Tuchs löste: „Ein wenig hat ich schon ausbessert, ist gut warm und auch die Tropfen von den Baum aufhalten. Dabei breitete sie die dichte Tuch aneinander und deckte es auf Hände und den Oberkörper des Alten. Während sie dann noch herzlichster Weise versicherte, daß sie in Werna eilen wolle, schnell sie nur ihre Brust zu tragen vermöchte, trocknete sie ihm schließlich noch das nasse Haar und den fast erstarrten Nacken. Der Bauer Gundel warme Hand an sein Schläfen fühlte, als ihm immer mehr Bewußtsein kam, freundlich liebevoll das Mädchen in dem großen Not gegen sich verhielt, welchem er

herbes Leid angethan hatte, da hob und senkte er vor innerer Bewegung seine Brust in krampfhaften Stößen und zwischen seinen grauen Wimpern auch heiße Thränen hervor. —

Während nun Gundel in stiegender Hast davoneilte und nichts nach den Frostschauern fragte, ihre Glieder von Zeit zu Zeit überrieselten, dankte der alte Mann in seinen Schmerzen Gott, daß sein Gebet erhört und ihm noch so viel Zeit gelassen habe, um seinen Schwur halten zu können.

Gegen Abend desselben Tages, als die Aare im Dorfe über den dunklen unerhörten Vorfall dahineinhängte im Höhenwalde fand, hatte der alte kranke Freibauer zum erstenmale, seit sie ihn im



Frühe im Spitalkorb in seinen Hof trugen, eine lichte Viertelstunde. Sein erster Blick fiel auf Konrad, der noch nicht von seinem Lager gewichen und von Anfang an keine Sekunde darüber im Zweifel gewesen war, wer seinen Vater so furchtbar zugerichtet hatte. Wie oft mußte er schon an die auf dem Ackerspade in ihm aufgetauchte Ahnung denken! Und da das Mitgefühl mit dem Unglücklichen die Kindesliebe in alter Kraft aufleben und alle Sünden und Härtheiten desselben in den Hintergrund treten ließ, hatte sich Konrad schon zahllose bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß er nach der Begegnung mit Gundel nur an sein Glück gedacht und die wegen des Lindenpeters in ihm aufgetauchte Besorgnis nicht weiter beachtet habe.

Aber was er veräußert, das hatte ja Gundel auf wunderbare Weise tausendmal wieder gesühnt. Je mehr

Konrad über den ganzen Vorfall nachdachte, desto fester wurde die Überzeugung in ihm, daß man nichts mit Gewalt erzwingen soll, daß unser Herrgott selbst unerwartet seltsame Dinge geschehen läßt, um zweien, denen er eine große Liebe füreinander ins Herz legte, auch zum Zusammenkommen zu helfen.

Als der Bauer nach angestrengtem Schlummer die Augen aufgeschlagen und seinen Sohn eine Weile stumm angesehen hatte, sagte er in leiser Stimme: „Wo ist dann die Gundel? — Laß sie doch kommen!“

„Das wird nit gut sein, Vater,“ erwiderte Konrad. „Der Christoph ist schwer krank, ich hab vorkin fragen lassen, wie's um ihn ist, und die Magd hat die Post beim'bracht, thät's nit mehr lang adten.“

Der Alte nickte; nach einer kleinen Pause hob er aber wieder an: „Dann ist's ja gut, daß sie dich hat. Wirft von alles thun, um ihr den Christoph zu ersetzen und ihres Vaters Schuld wieder auszugleichen.“

Ergrißen neigte Konrad seinen Kopf auf die Rechte des Vaters, neigte sie mit seinen Thränen und ließ es ruhig geschehen, daß ihm dieser wie in den Tagen der Kindheit jählich durch das dicke braune Haar fuhr. Als sich beide dann etwas beruhigt hatten, erzählte der Freibauer seinem Sohne in leisen abgebrochenen Sätzen, wie alles gekommen sei, gebot ihm aber zugleich, über den Namen des Verbrechers bei den amtlichen Untersuchungen strenges Schweigen zu wahren. Der Lindenpeter hatte die That mit dem Tode gesühnt, sein furchtbarer Haß war einst selbst von ihm zur hellen Flamme verurteilt worden. Der Freibauer wollte jetzt keine alte Wunde eingermessen dadurch wieder gut machen, daß das Andenken an den Lindenpeter nicht noch mit

einem Verbrechen belastete, und das in der trostlosen Not gegebene Versprechen dessen Kindern gegenüber sobald als möglich löste.

Während nun die Gerichtskommission im Freihofe ein Protokoll über den Thatbestand des Verbrechens aufnahm, aber von dem alten Manne nichts weiter erfuhr, als daß er in seinem Zustande den Thäter nicht gekannt habe, wurde in dem kleinen Gemeindegärtchen am Ende des Dorfes eine arme Menschenseele immer mehr von drückenden Leidensbanden erlöst. — Am Nachmittage war Christoph noch einmal eine Stunde bei Besinnung gewesen, und nachdem ihm die alte Frau über den traurigen Vorfall und Gundels rettenden Beistand Ausführliches erzählt hatte, friedlich wieder eingeschlafen. Dann aber trat das Fieber mit aller Stärke wieder ein, der Atem wurde stockender, ein dumpfes Röcheln kündigte der am Bette sitzenden Schwester an, daß es mit dem Bruder bald zu Ende gehen müsse. Da, der kalte Todesschweiß stand dem Christoph schon auf der wachsblassen Stirne, seine Augen blickten bereits wie verklärt in eine bessere Welt, da war es, als kehre der entfliehende Geist noch einmal kurz in die irdische Hülle zurück: „Ach Gundel,“ sagte er leise, die Rechte des weinenden Mädchens fest umschließend, „wie bin ich froh, daß all deine treue Lieb' zu mir jetzt endlich auch ihren Lohn finden soll. — Grüß mir vielmals den Konrad, er ist eine — gar — gute — Seel.“ — Die letzten Worte erstarben bereits in einem krampfhaften Röcheln. Mit einem seligen Lächeln legte Christoph den Kopf in die Kissen zurück, dann



Hell und warm blüht die liebe Sonne durch die blank gepugneten Fensterscheiben in die Wohnstube des jungen Paares.

flog ein grauer Schatten über sein Antlitz und sein treues Herz stand stille. —

In diesem Augenblick lugte die untergehende Sonne durchs grüne Gerant, das die kleinen Fenster umzog, auf das edle Antlitz des Toten. Als Gundel erkannte, wie es mit dem Bruder stand, als sich seine erkalteten Finger von ihrer Hand ablösten, da brach sie mit einem lauten Schmerzensschrei an seinem Lager bewusstlos zusammen. Auch nachdem sie wieder zu sich gekommen war, vermochten sie weder die Nachbarn, noch die alte Frau von der Seite des Toten hinwegzubringen. Erst Konrad, der auf ausdrücklichen Wunsch seines Vaters spät abends noch einmal nach Gundel sah, gelang es mit manchem Liebeswort, sie hinauf in das kleine Stübchen ihrer treuen Hausgenossin zu führen.

Über drei Jahre sind vergangen, seit sie den alten Freibauern, der an jener Nacht doch schwere innerliche

am Bette sitzenden Schwester an, daß es mit dem Bruder bald zu Ende gehen müsse. Da, der kalte Todesschweiß stand dem Christoph schon auf der wachsblassen Stirne, seine Augen blickten bereits wie verklärt in eine bessere Welt, da war es, als kehre der entfliehende Geist noch einmal kurz in die irdische Hülle zurück: „Ach Gundel,“ sagte er leise, die Rechte des weinenden Mädchens fest umschließend, „wie bin ich froh, daß all deine treue Lieb' zu mir jetzt endlich auch ihren Lohn finden soll. — Grüß mir vielmals den Konrad, er ist eine — gar — gute — Seel.“ — Die letzten Worte erstarben bereits in einem krampfhaften Röcheln. Mit einem seligen Lächeln legte Christoph den Kopf in die Kissen zurück, dann



Verletzungen davontrag, zu Grabe betteteten und einige Monate später eine junge schöne Frau in aller Stille ihren Einzug in den Freihof hielt.

Es ist heute ein Sonntagmorgen im Mai, hell und warm blickt die liebe Sonne durch die blank gepugten Fenster Scheiben in die Wohnstube des jungen Paares, in dessen Nähe die zweijährigen Zwillinge Christoph und Gundel miteinander spielen. Der kräftige kleine Junge, ein blonder Krauskopf, tupft fortwährend mit den runden Fingerchen auf ein Bild in einem Kalender, das er der Schwester zeigen will. Die kleine braune Here geht aber nicht darauf ein, sie stampft mit den Füßchen und will durchaus, daß ihr der Bruder zu der Puppe in die Ecke des Zimmers folgen soll, was sie endlich auch durchsetzt. Schweigend beobachten die Eltern ihre Kinder eine Weile, dann sagt das junge Weib: „Unser Jung' ist doch von außen und innen der Christoph selig, wie er lebt und lebt, nur daß er zum Glück das Gebrest nit hat und von Herzen gesund ist. Das kleine Ding aber hat ganz seines Vaters Sinn, es will alles mit Gewalt durchsetzen, wie du, Konrad.“ Der junge Mann klopfst seiner Frau auf die Wangen und entgegnet: „Na, wann's später auch einmal seinen Meister find't, der ihm zur rechten Zeit ein alt' Kernsprüchlein zuraunt, dann wird's schon gehen.“

Gundel blickt den Gatten freundlich an und eilt dann in die Küche, um nach dem Essen zu sehen. Sie hat heute viel zu lochen; denn an jedem Sonntage ist ihre einstige Hausgenossin, die das Stübchen im Gemeindegäuschen durchaus bis an ihr Ende behalten will, und die Witwe des Lindenpeter mit ihren drei Kindern bei ihr. Konrad hält seines Vaters Wort, er sorgt auch außerdem für dieselben und läßt dadurch die Leute im Dorfe in einem ewigen Zweifel darüber, ob der Lindenpeter wirklich aus Rache die abscheuliche That damals begangen hat oder ob er trotz seines jähen Endes dennoch unschuldig ist.

und Gassen, mit ihren freien Plätzen und Anlagen, Denkmälern und Brunnen, mit ihren rauschenden, wie bellgrünes Seidenband schillernden Gewässern und den lustigen, sonnigen Staden, mit ihrem altehrwürdigen Münstert, dessen schlanker durchbrochener Turm wie eine steingewordene Flamme gen Himmel lodert und, alles überragend, weithin ins gesegnete Land hineinschaut. Es ist eine schöne und reiche Stadt und zählt viel tausend tüchtiger Bewohner, ehrbar und achtungswert, fleißig und regsam in allen Künsten des Friedens, ausdauernd und tapfer, wenn's zum Kriege kommt, edel deutscher Art, Fleisch von unserem Fleisch, und Wein von unserem Wein. Aber leider! die lieben Brüder sind uns arg entfremdet worden während der langen Zeit unserer Schwäche und ihrer erzwungenen Verbindung mit einem andern begabten, unruhigen, ruhmstüchtigen Volke. Sie benehmen sich noch durchaus nicht freundlich brüderlich gegen uns Reichsdeutsche, man müßte es denn als ein unfehlbares Zeichen der Blutsverwandtschaft ansehen, daß Brüder gern zanken. Sie schimpfen uns „Schwob“, wenn sie erträglich gelaunt sind, und wenn sie hitzig werden, so schall't's noch ganz anders. Wählen können sie auch, verliert sich, mit großem Feuer und lebhafter Beteiligung, aber leider nicht in unserem Sinne. Eine Tricolore sehen sie auch gern, nur muß es nicht gerade „schwarz-weiß-rot“ sein. Redet man sie in ehrlichem Deutsch an, so ist mancher auf diesem Ohr taub und antwortet gar nicht, oder auf französisch. Red immer bliken sie lieber nach Westen als nach Osten hin, und es wird noch eine Weile dauern, bis sie wieder so gut deutsch sind wie ihre Vorfahren vor zweihundert Jahren.

Aber es kommt, und dazu tragen zuweilen auch unsere Friedlen unsere wadern Soldaten bei.

Sonntag den 8. Juli 1888 abends gegen sechs Uhr schritt ein Unteroffizier vom 137. Infanterieregiment vergnügten Sinns den Schiffleutstaden entlang. Viel-

leicht wollte er sich nach dem strammeren Dienst der Woche einen lustigen Abend machen mit guten Kameraden, etwa ein „Heuwagen“ bei einem Glase Bier, oder in einem andern gemütlichen Stübchen bei billigen Landwein, vielleicht schwelgen ihm noch lieblichere Bilder vor, ein Plauderstündchen, ein Tanz mit einem lieben Mädchen, aus dem Schwarzwald oder aus dem Elsaß, einerlei! aber es war anders bestimmt. Denn wie ein rechter und rechter Soldat im Kriege sein Vaterland mit der Waffe verteidigt und sich dabei Schweiß und Blut nicht dauern läßt, so soll er allzeit, auch im Frieden, bereit sein, die Schwachen zu schützen, den Hilfsbedürftigen beizuspringen, die Bedrängten zu retten; zu einem Manne in des Kaisers Rock soll jeder in augenblicklicher Gefahr für Gut und Ehr' und Leib und Leben vertrauensvoll wie zu einem ritterlichen Helfer aufbliden können. Denn wir alle sind gleichsam ein Leib, und jedes Glied zum Dienste der andern da, vor allen aber die starken Arme, mit denen wir die Armen vergleichen wollen, zum Schutz und zur Wehr. So fühlte sich auch dieser brave Sonntag und Feierabend alsbald wieder „im Dienste“, und zwar im heiligen Dienste der Menschlichkeit, als er plötzlich ein-

### Zwei brave Soldaten. Von Wilhelm Fischer.



Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!“ so fangen wir oft wehmütig schon vor 1870, und seitdem noch öfter und in andern Ton. Das alte Lied hat recht: es ist eine schöne Stadt — von der Erweite-

rung und der neuen Universität und dem Kaiserpalaste ganz abgesehen — mit ihren hohen, altertümlichen Häusern, mit ihren volkreichen Straßen



unbefonnenes, etwa sechsjähriges Büblein vom Treidel-  
 pfad in die Ill fallen sah. Rasch entschlossen sprang  
 er dem ertrinkenden Kinde nach und brachte es glücklich  
 noch lebend wieder ans Ufer. Das Wasser war unserer  
 Erinnerung nach an jenem Sommertage nicht besonders  
 warm und der Jüschlamm ist der besten Montur nicht  
 gerade zuträglich, aber gelt, lieber Leser! der wackere  
 Unteroffizier hat doch einen schönen Sonntagabend ge-  
 habt. Wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, so soll  
 er vom Hintenden schönstens gegrüßt sein. Er heißt  
 Dollnath, und der gerettete Knabe Ludwig Huber.  
 Aber wir müssen von demselben Tage und Orte noch  
 eine zweite Geschichte berichten, die ähnlich anhebt, doch  
 anders schließt. Sonntag den 8. Juli 1888 in der



Der arme Knabe hielt mit seinen Armen den braven Soldaten fest umschlungen.

ersten Stunde nachmittags  
 sei ein Knabe von 10 bis  
 12 Jahren an der Alt-St.  
 Peterbrücke in die Ill. Ein  
 vorübergehender Gefreiter  
 sprang alsbald vom Staden  
 auf den Treidelpfad hin-  
 unter, legte dort rasch seinen  
 Helm ab und stürzte sich in  
 die Flut, um das unter-  
 gehende Kind zu fassen. Ob  
 er sich nun schon beim  
 Herausragen verlegt, ob der ihn  
 kampftaucht umflammernde  
 Knabe ihn an der freien  
 Bewegung verhindert, ob  
 endlich ein Schlagfluß im  
 kalten Wasser seinem Leben  
 ein Ende gemacht hat —  
 der hochherzige Versuch miß-  
 lang, die Wellen schlossen  
 sich rasch kalt und gleichgültig  
 über den beiden Opfern und  
 ertränkten sie nicht lebendig wie-  
 der zurück. Erst am näch-  
 sten Morgen fand man  
 die beiden nach vieler Mühe die beiden  
 ertrunkenen nicht weit von der  
 Treidelpfadstelle auf, rührend  
 anzusehen: ein Brüderpaar  
 im Tode, denn der arme  
 Knabe hielt mit seinen Ar-  
 men den braven Soldaten  
 fest umschlungen. Vater und  
 Mutter, Verwandte und  
 Freunde waren ihm ferne  
 der letzten Not und konn-  
 ten bei aller Liebe ihm nicht  
 helfen; ein Fremder aber  
 rettete ihn nach ins Wellen-  
 schaum, und wenn er ihn nicht retten sollte, so ging er  
 doch treulich mit ihm hinüber „zur großen Armee“.  
 Schon im gewöhnlichen Laufe des Lebens schließen sich  
 die Knaben gern an wackere Soldaten an; gewisse  
 Augenblicke aber binden die Seelen fester aneinander  
 — sonst Jahre: wie rasch werden die beiden Herzens-  
 freunde geworden sein! wie wonnig jetzt, Hand in Hand  
 durch die lustig grünen Himmelsauen wandelnd, auf die  
 weite Erde hinabzusehen!  
 Wie der Knabe hieß, weiß der Hintende nicht; der  
 Soldat aber war Karl Lindner aus Blankenhain,  
 heimathlich in Schweinsberg, Amtshauptmannschaft  
 Weiskau im Königreich Sachsen, weiland Gefreiter der 1.  
 Compagnie des sächsischen Infanterieregiments Nr. 106.

Seine heldenmüthige Aufopferung erweckte allgemeine  
 Theilnahme, und das Leichenbegängnis am 10. Juli ge-  
 staltete sich zu einer erhebenden Kundgebung. Die  
 Totenkammer des Garnisonlazarets war in einen Hain  
 von Fächerpalmen und Bierpflanzen umgewandelt wor-  
 den. Dort stand, von Blumen umgeben, der offene  
 Sarg. Der Tote lag in seiner Uniform, die Feldmütze  
 auf dem Kopfe, wie ruhig schlafend da. Unter den  
 vielen Kränzen und andern Liebeszeichen machte einen  
 besonders rührenden Eindruck der vom dankbaren Vater  
 des ertrunkenen Knaben gewidmete schlichte Perlenkranz  
 mit der Inschrift: „Dem mutigen Ketter meines Kindes.“  
 Bald nach 3 Uhr erschien die erste Compagnie des  
 sächsischen Infanterieregiments und ging, Abschied

von dem braven Kamera-  
 den nehmend, langsamen  
 Schrittes an dem Parade-  
 brett vorbei. Um dieselbe  
 Stunde erklangen zum  
 erstenmale die Glocken der  
 Neufirche und entboten mit  
 ihrer mächtigen ehernen  
 Stimme den Gruß der  
 dankbaren Stadt an den  
 Toten, an das Regiment  
 und die gesaunte Garnison,  
 an das deutsche Heer, das  
 solche „Helden im Frieden“  
 zu den Seinigen zählt.  
 Bald nachher warfen, aus  
 der Ferne zu der Trauer-  
 feier herbeigeeilt, die bei-  
 den Schwestern, der Bru-  
 der und der Schwager des  
 Verbliebenen den letzten  
 wehmüthigen Blick auf das  
 theure Angesicht. Dann  
 schloß sich der Sarg über  
 ihn.

Um 4 1/4 Uhr setzte sich,  
 von Spielleuten und der  
 Regimentskapelle eröffnet,  
 der Leichenzug in Bewe-  
 gung. Vor dem Toten-  
 wagen schritten zwei Sol-  
 daten mit Palmzweigen,  
 und zwischen ihnen der  
 Schiffer Mathis in der  
 Schiffertracht mit Schürze,  
 der einen von dem Straß-  
 burger nautischen Verein  
 gespendeten prachtvollen  
 mit Rosen durchflochtenen  
 Lorbeerkranz trug. Auch  
 rechts und links vom Wagen gingen Kameraden des  
 Braven mit Kränzen und Palmwedeln einher, welche  
 Liebeszeichen von vornehmen Frauen der Stadt, einhei-  
 mischen und altdeutschen, vom Sägerpersonal der  
 „Straßburger Post“, vom „Straßburger Schützen-  
 verein“ und andern Freunden und Bewunderern edler  
 Menschlichkeit herrührten. Der Sarg selbst verschwand  
 unter der Menge der Blumen und Palmen. Der Hin-  
 tendende ist sonst kein besonderer Freund von solcher Kranz-  
 verschwendung und Prachtentfaltung im letzten Augen-  
 blick, die weder den furchtbaren Ernst des Todes bannen  
 noch Langversäumtes plötzlich gut machen können; er  
 meint, ein bißchen weniger Prunk am Grab und ein  
 bißchen mehr Liebe im Leben wäre besser. Aber in



Ausnahmefällen ist auch ihm das Beste gerade gut genug, und die reichste Fülle willkommen.

Dicht hinter dem Leichenwagen ging zwischen dem Chef der 1. Kompagnie und dem evangelischen Divisionspfarrer Herrmann der Bruder des Toten, dann der Gouverneur von Verdun du Bernois, der Kommandant Oberst Biegler und der Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 105, darauf folgten Bezirkspräsident von Stüchener, Polizeidirektor Feichter, die katholischen Divisionspfarrer Schwierz und Wilhelm, viele Beamte und Bürger, die übrigen Stabsoffiziere und das ganze Offiziercorps des Regiments Nr. 105, dienstfreie Offiziere der andern Regimenter der Garnison, die Unteroffiziere und Mannschaften der 1. Kompagnie, sowie Abordnungen der andern Kompagnien des Regiments Nr. 105, Abordnungen der mit den Sachsen im Divisionsverbande stehenden Infanterieregimenter Nr. 99 und 137, sowie des württembergischen Infanterieregiments Nr. 126, und viele dienstfreie Unteroffiziere und Soldaten der Garnison — der Hintende war' auch gerne mitgehumpelt, muß sich hier aber auf die Berichte der Zeitungen verlassen. So ging's bei gedämpftem Trommelschall und beim herzergreifenden Klange der gewaltigen Trauermärsche langsam und feierlich durch die Krutenau, über die Wilhelmerbrücke, den Lezai-Marnesiastaden, die Theaterbrücke, den Sturmed- und Kleberstaden, an der Markthalle vorbei zur Kronenburger Straße und diese entlang durchs Thor hinauf zum Garnisonsfriedhofe. Und überall auf den Straßen und Brücken, die der Zug berührte, stand in dichtgeschlossenen Reihen die tausend- und abertausendköpfige Menge, ernst und schweigend, die Männer entblößten Hauptes, und brachten also dem edlen Toten und dem echten Heldenmuth ihre Huldigung dar. Der Mensch ist nun einmal ein sinnliches Geschöpf: diese mächtigen Reize auf Aug' und Ohr, dieser glänzende Zug, diese mark- und beindruckenden Klänge machten ohne Zweifel mehr Eindruck, als wenn der schlichte Sarg eines armen Unbekannten, von ein paar Mäuerchen und alten Weibern begleitet, vorüber schwankt, und unter den vieltausend andächtigen Zuschauern mag wohl der eine oder andere gedacht haben: Solch ein prächtiges Leichenbegängniß ist schon eines Opfers wert! Und schön und rührend ist es, daß hoch und gering noch edle Thaten zu würdigen wissen und in reger Theiligung nach bestem Vermögen ehren. Aber schöner noch ist es, daß der brave Lindner an das alles nicht gedacht hat, als er dem fremden Kinde nachsprang ins Blutengrab. Sein bester Lohn winkt ihm anderswo: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan, und wer sein Leben verlieret um meinethwillen, der wird es finden!“

Am offenen Grabe, vor welchem die Verwandten des Toten neben dem Vater des verunglückten Knaben standen, hielt zuerst der Chef der 1. Kompagnie, Hauptmann Schubarth-Engelschall, eine aus warmem Soldatenherzen kommende markige Anrede an den „lieben toten Kameraden“, die einen herrlichen Beweis für das schöne Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften in unserem Heere liefert und bei allen Anwesenden einen tiefen Eindruck hinterließ. Hierauf folgte die ergreifende Grabrede des Divisionspfarrers Herrmann nebst Gebet und Segen. Zum Schluß wurde noch ein geistliches Lied gesungen, dann dröhnten die Schollen nieder auf den Sarg und die Erde schloß sich über ihm. Der Hintende aber thut hier aus der Ferne drei Schüsse über das Heldengrab. Wenn's nach ihm gegangen wäre, so hätte man die beiden, die sich

brüderlich umschlingend in denselben Wellen den Tod fanden, auch in ein und dasselbe Grab gelegt zu legen Ruh'. Außere Umstände mögen dies verhindern haben, und es macht auch weiter nichts, die Erde überall des Herrn.

Lindner war stets ein musterhafter Soldat gewesen und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Bei längerem Leben hätte er den Seinigen und dem Vaterlande noch viel Ehre und Freude machen können. Auch der Knabe wäre vielleicht zu einem wackeren Mann herangewachsen: die irdischen Tugenden, die gern laufen und springen und verwohnen flattern, sind gewöhnlich die schlechtesten nicht. Warum haben beide so früh sterben müssen! Ja, warum? fragen wir oft, wenn der Sturm in den Blüten wüthet und der Tod die Besten und Liebsten aus unserer Mitte reißt. Er, dessen Gedanken nicht unsere Gedanken und dessen Wege nicht unsere Wege sind, antwortet uns kurzschichtigen Menschenkindern zwar nicht in jedem Falle, aber zuweilen läßt er uns doch einen flüchtigen Blick in die Geheimnisse seiner weisen Regierung thun. Ist Lindner vergebens gestorben? Ist er nicht in den Ris und Sprungen, der uns noch von den wiedererwachten Brüdern trennt, wie jener römische Ritter in den düstern Schlund, der sich, durch das köstliche Opfer befriedigt, alsbald wieder schloß? Gott segne Deutschland und beschere ihm solcher Ehre viel!

### Die Brücke.

Ein Bild aus dem Volksleben.  
Von P. K. Rosegger.



ur Zeit, als der Hans Geringe die Grete Heidegger nahm dachte der Tod: Hall! jetzt heißt's wieder Platz machen, da seum men ein par kernfrisch Leute zusammen! Er hatte in vergangener Kriegsjahre gute Ernte gehalten, daß war er gut gelang und fragte, was sein nicht seine Art ist, die Todesandidaten, welcher zuerst dran wollte. Einer duckte sich hinter den andern, die Jüngeren sagten, ihm sei nicht die Pleite und der Meiste, er

lahmer, tauber, blinder Bettelmann, der in einer dunklen Kellerrische auf faulem Stroh lag, das flehentlich, um ein Jährchen solle ihm der Tod noch gönnen von diesem Leben.

Drinne weit im Gebirge — wo eben das fernste Paar ineinandertrachtete — war ein alter Urmann, der mit seinen Wanduhren hantieren ging. Der Mann wie es geht auf der Welt: ist es zwölf Uhr geworden so fängt's mit eins wieder an — immer das gleiche. Dieser Mann meldete sich dem Tod und sagte: Mir ist allzeit recht. Da schlief er auch schon, und jezt es den andern schier leid, ein so sanftes seliges Entschlafen zu haben.

Sollte dir, mein lieber Leser, das wie ein Märchen vorkommen, so würdest du dich täuschen. Die Vorfälle



stüßigkeit des Todes — hier grausam, unerbittlich, dort  
 menschlich gütlich — ist ja weltberühmt. Daß bei  
 einem Umfalle, wie der Zeiger doch nicht höher als bis  
 zwölf steigt, einem Uhrmacher langweilig werden kann  
 auf der Welt, ist am Ende auch kein Wunder, und daß  
 die folgende kleine Geschichte auf Wahrheit beruht, wird  
 in besten aus ihrer sehr alltägigen Entwicklung erhellen.  
 Es war im schönen Monat Mai, als der Hans Ger-  
 nager mit der Seimigen die Hochzeit vorbereitete. An  
 drei Sonntagen fragte der Pfarrer zu Laßen von der  
 Kanzel herab, ob bei vermeldetem Paare den Leuten  
 in Ehelindermiss bekannt sei? Bekannt war keins und  
 hob der Dorfswirt an, Kälber und Schweine zu  
 schlachten, denn wenn sich's der eine Teil gut sein läßt,

müß es der andere  
 eil büßen, es ist einmal  
 eingerichtet. — Es  
 war in demselben schönen  
 Monat Mai, daß der  
 Uhrmacher schlant und  
 kalt auf dem  
 rechte lag. Der Son-  
 ntag mit seiner Rosen-  
 er und seinem Schwal-  
 wibel war gerade so  
 damals, als der  
 Uhrmacher noch ein  
 nabe war und Vögel  
 sch, als er den Dirnd-  
 nachstrich, schier un-  
 wußt, wie der Blüten-  
 sub der Kiefer streicht,  
 er seinen Ort findet,  
 ad der Mai war un-  
 er wieder gekommen,  
 er hatte den Mann  
 hier gelassen von Jahr  
 Jahr, bis der Tho-  
 as nun ganz kalt ge-  
 reden auf dem langen  
 rechte lag und sich rein  
 gar nichts mehr  
 umerte.

Er lag zwei und er  
 drei und er lag vier  
 gar, da ging seine alte  
 wshälterin zum Pfar-  
 und fragte, was es  
 in sei, daß man den  
 omas nicht hole.  
 „Ja, liebe Frau,  
 die der Pfarrer, „das  
 leichter gesagt als ge-  
 n. Er wird hinüber auf den Kirchhof wollen, und  
 Grab ist ja auch schon offen für ihn, Ihr hört es  
 doch, wie es rauscht!“

„Aber der Thomas liegt ganz müßig da und will  
 sich einmal in die frische Erden hinein,“ rief die  
 wshälterin. „Ich sage es ganz aufrichtig, er wird mir  
 immer besser im Haus.“  
 Der Pfarrer ging im Zimmer auf und ab und sprach:  
 „Es ist wirklich eine unangenehme Geschichte. Im Hoch-  
 tige schmilzt der Schnee und seit vielen Jahren ist  
 Sallach nicht mehr so groß und reißend gewesen  
 jetzt. Alle Laßewiesen sind überschwemmt; in  
 bergams hat's die Brücke weggerissen und auch unsere  
 verbrückte tracht schon in allen Fugen, daß sich kein  
 entlich mehr hinüberwagt. So können wir auch mit

dem Thomas nicht hinüber auf den Friedhof und des-  
 wegen ist es, daß er Euch noch im Hause liegt.“

Das Weib stieß ein großes Pachen aus; ganz natür-  
 lich hob es sofort darauf zu weinen an. Der Thomas  
 — so klagte sie — sei ihr bei Lebzeiten nie zuwider ge-  
 wesen. Da sei er — alleweil den „Fiegel“ im Mund  
 — beim Ofen gefessen und habe an seinen großen und  
 kleinen Zwigleiten herumgefieilt; die Zwigleiten, so habe  
 er die Uhrädchen genannt, er sei sehr geschickt gewesen  
 und habe alles erbaulich auslegen können. Er sei auch  
 ungläublich gut gewesen und habe sie — die Haus-  
 hälterin — sich oft gedacht: besser hätte er es nicht  
 treffen können, als Uhrmacher werden, weil er ja die  
 gute Stund' selber ist. So habe sie den Thomas alle-  
 weil recht gut leiden  
 können, aber jetzt — sie  
 sage es frei — jetzt, wenn  
 er bei dieser Hitze noch  
 länger im Hause verbleibe,  
 werde er ihr zuwider.  
 Und sie wolle ihn endlich  
 unter der Erden haben.



Und der Leichenzug hier und der Hochzeitzug dort standen da und wußten  
 nicht, was jetzt anfangen.

Der Pfarrer gab ihr  
 nun den Rat, sie möchte  
 zu den Leuten gehen;  
 wenn sich ein paar fän-  
 den, die den Thomas  
 über die gefährdete Brücke  
 auf den Friedhof hinüber-  
 trügen, so wolle er ihn  
 sogleich einsegnen.

Jetzt ging das Weib  
 zu den Leuten. Da kam  
 sie schön an! Die wollten  
 sich nicht einmal für einen  
 Lebendigen in eine Gefahr  
 begeben, wie erst für ei-  
 nen Toten, der gar nicht  
 einmal erkenntlich dafür  
 sein kann. Er soll warten,  
 bis das Hochwasser abge-  
 laufen ist. Einer nahm  
 die Gelegenheit wahr, um  
 tüchtig über die Behörden  
 zu schimpfen, die den  
 Kirchhof nicht bei der  
 Kirche, sondern über dem  
 Wasser angelegt hätten,  
 und wofür der Mensch  
 denn Steuer zable, wenn  
 er sich dann nicht einmal  
 begraben lassen könne,  
 wann er wolle! Und als  
 er sich ausgeschimpft hatte,  
 kehrte er dem Weibe den  
 Rücken.

Dieses erinnerte sich in solcher Not an einen reichen  
 Bauern, der auf dem Berge sein Haus hatte und der  
 hartherzige Gerhab hieß. Seit Jahrhunderten trug der  
 Bauernhof diesen unchristlichen Namen; mancher der  
 Besizer war hartherzig, mancher weichherzig gewesen,  
 um den Namen hatte sich keiner viel gekümmert und  
 niemandem fiel es auf, wenn der Pfarrer manchmal  
 von der Kanzel verkündete: „Am nächsten Freitag läßt  
 der hartherzige Gerhab eine heilige Messe lesen für die  
 armen Seelen im Fegfeuer.“ Der gegenwärtige Besizer  
 — ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte,  
 nämlich in der Nähe der Briestafche — ärgerte sich des  
 Namens und er beschloß, ihn gründlich zu Schanden zu



machen. Er that den Leuten, die zu ihm kamen, Gutes, wo und wie er konnte. Zu dem ging nun unser Weib und bat um Beistand, daß der Thomas auf den Kirchhof käme.

Der hartherzige Gerhab ließ sie zum Tische hinsitzen, wartete ihr Apfelwein auf und Weißbrot. Dann nahm er auch selber einen Trunk, strich auf seinem kleinen Kopsel das weiße Haar über die Stirn und sagte: „Brav ist es von dir, Wirtin des Uhrmacher Thomas, daß du zu mir gekommen bist. Ich kann dich wohl brauchen. Ich habe mir vorgenommen, als Mensch und Christ die sieben Werke der Barmherzigkeit zu üben. 's geht auch passabel, denn die Hungerigen zu speisen, die Durstigen zu tränken und die Nackenden zu bekleiden, ist gar nicht schwer, wer's hat. Die Kranken zu besuchen, die Betrübnen zu trösten und die Unwissenden zu weisen, da gehört zum Herzen auch schon ein bißel der Kopf. Ich befehle dich nach geringen Kräften. Da ist mir denn alleweil noch eins abgegangen, daß ich die sieben beisammen hätt' und hab' schon keine Hoffnung mehr gehabt, denn es weigert sich keine Gemeinde, ihre Toten zu begraben. Die Leute sind jedem dankbar, der Play macht, und stecken ihn in die Grube, heute lieber wie morgen. Jetzt kommst du und sagst, es läge wirklich ein Loter, der auf mich ansteht. Sei getröstet, ich gehe mit meinen Knechten, die Brücken hat's gehalten die langen Jahre her für schwere Sünder, sie wird's auch halten für den guten alten Thomas. Er soll ordentlich bestattet werden. Mich gefreut's.“

Eilends lief das Weib heim ins Haus und rief schon zur Thür hinein dem Toten zu: „Na wart nur, Thomas, jetzt wird's bald. Halt dich nur noch ein paar Stündlein brav.“

Während sich Kirche und Wirtshaus für das Hochzeitsfest des Hans Gertinger rüstete, wurde der Uhrmacher in sein letztes Gehäuf gethan und von den Knechten des hartherzigen Gerhab davongetragen. Die Haushälterin ging als die einzige Leidtragende hinten drein. Unter der Last dieses Leides brauchte die Brücke just nicht zu brechen.

Als sie gegen den Fluß kamen, hörten sie schon das Dröhnen und Brausen des wilden Wassers, das in schmutzig braunen Fluten wie rasend heranschöp. An steilen Ufern grub und nagte es, sprang manchmal hoch auf in schäumender Wut und fiel rücklings wieder ohnmächtig in den Strom zurück. An seichteren Stellen lief es hastig hinaus, eine Welle die andere jagend und wie im Sturm auf an den Grundfesten der Gebäude hinankletternd. An der hölzernen Brücke, die mit drei Jochen im Fluße stand, schien das Wasser seinen vollsten Zorn auszulassen. Die Brücke ächzte zuweilen, hielt aber stand und ließ die Wellen, welche manchmal an der einen Seite über sie hereinschlugen, an der andern wieder sachte hinabrinnen. Das dauerte so schon den ganzen Tag über und an den Ufern waren Leute versammelt, die in munterer Stimmung fortwährend erwogen: „Wird sie gehen? Wird sie's halten?“

Auf dem trübten Wasser wogten, jetzt hoch auf den

Rücken der Wellen, dann wieder in die Tiefen gleitend allerhand Gegenstände daher: vielarmiges Baumganzwurzeln, wie Riesentrabben anzusehen, dann Holzschichten, Blöcke, Bretter, auch Hausgeräte; in den obern Gegenden mußte das Wasser also noch schlimmer wirtschaften. Ein totes Ferkel kam in zierlichen Wogungen herangeschwommen, so daß ein Dorfswigbold sagte, er hätte nicht geglaubt, eine Zeit zu erleben, wo es in der Salla schweinerne Fische gebe.

Plötzlich wurden auf dem Fluße lange schwarze Körper sichtbar, große Holzbalken — die Trümmer der Dorsgamser Brücke.

„Jetzt ist's um die unserige geschehen!“ rief ein Mann. Allein etliche der Balken glitten zwischen den Brückenjochen hindurch und davon, ein paar Stücke abklemmten sich ein und an diesen begannen sich nun die Gewurzel, die Scheiter und Bretter zu stauen. Die Brücke ächzte und zitterte, gab aber immer noch nach.

„Tapfer hält sie sich!“ sagte ein Bauer, „wenn sie überdauert, so kriegt sie ein Kreuzel von mir.“

„Fast du Orben zu vergeben?“ wurde er gefragt.

„Nicht so. Ein Kreuzifixel laß ich aufstellen mit auf der Brücke, zu dem ich mich jedes Jahr angebenken an die Brücke geh.“



Die Brücke steht noch heute — gothischen Traualtare und Grab.

Vom Hügel geläutet mit dem Wasser, die Brücke in der Luft durch die Klänge der Mailust Völler knall — Das kam und manchmal fell — Das kam einige Musikklänge, sei es fern das Brausen dem der Wasser nicht alles über sich, sondern tönte. Der Hochzeitszug des Hans Gertinger ist bei der Brücke des Hans Gertinger ist bei der Brücke „Na, die mögen sie nicht über die Brücke schleppen, wenn sie nicht hoch über der Brücke wollen!“

Von der Dorfmauer ein Horchende herab kam der Herr der Leichenzug des Hans Gertinger macher Thomas. „Nicht rascham noch — geistlich warnte ein alter Man

„ist deutsch nicht rascham! Es kommt der Brautzug in saamt dem Totenzug in die Ewigkeit fahren!“

Fast zu gleicher Zeit waren sie da. Diesseits der Brücke der Leichenzug, der wollte hinüber zum Kirchhof; jenseits der Brücke der Hochzeitszug, der wollte herüber zum Traualtare. In demselben Augenblick wurde die Brücke lebendig. Zuerst schnalzten die Pfosten des mittleren Joches, dann begann das wüthende Wasser zu länder zu brechen und sich in seinen Splittern auf in hohen wunden bäumen, während die Brücke in der Mitte ein Stück einknickte. Ein Weilchen stand's wieder fest. Das Wasser in Form der Splutete donnernd an den Bau und übergoß ihn wilden Gischten, da brach plötzlich das zweite Joch und nun stürzte die Brücke mit schmetterndem Krachen in den Fluß. In demselben Augenblicke zusammenhängenden Trümmern wogte noch ein paar Pfeiler, ihre scharfen Splitter schwerfällig davon. Wo die Brücke gewesen, ragten noch ein paar Pfeiler, ihre scharfen Splitter gegen den Himmel reckend, aus den Fluten. Sonst nichts mehr. Und der Leichenzug hier und der Hochzeitszug dort standen da und wußten nicht, was jetzt anfangen.

Der Dorfswigbold machte den Vorschlag, der Thomas und der Hans Gertinger sollten ihre Vorhaben tanzen lassen.



der Thomas sich hüben ins Wirtshaus und das Brautpaar sich drüben auf den Friedhof legen. Damit war nun aber das Brautpaar durchaus nicht einverstanden, und während der Thomas sich den Dingen gegenüber höchst gleichmütig verhielt, begann drüben der Bräutigam zu lachen und die Braut zu weinen. Es ist begreiflich. Wenn schon der Kirchgang ein andermal gemacht werden konnte, so ließ sich doch das bereitete Hochzeitsmahl im Wirtshaus nicht verschieben. Die geschietesten Leute kamen nun zusammen an die Stelle, wo die Brücke gestanden war, und hielten Rat, was da zu machen. Viele gute Gedanken, aber keiner so stark, das wilde Wasser zu bändigen. Der Brautführer, dessen Nase nicht bloß im Mai, sondern das ganze Jahr über in holdem Purpur blühte, gestand: das Wasser habe er überhaupt nie leiden können, es habe mancherlei Unzutunenden; doch daß es so über alle Maßen böshaft sein könne, das erfahre er erst heute. Jetzt sehe er, das ungebundene Wasser sei noch weit schlimmer als das unter Gebinde.

„I geht mir, ihr Leute, mit euren nährlich klugen Reden. Hinüber wollen wir: der Thomas zu seiner Raft, der Hans zu seiner Urraft.“

Es ist aber ganz unmöglich. Die Oberganser Brücke ist weg, die Lackner Brücke ist weg und jene, die im Untereben stand, kann auch nicht stehen geblieben sein, wenn die Trümmer wie Sturmböcke angerückt kamen. Es ist eine Bestie, so ein Wasser!

Der hartberzige Gerhab sprach endlich das Wort: „Geduld“ aus. — Das kann auch nur der hartberzige Gerhab aussprechen, dachte sich das Brautpaar. Dem Thomas war's einerlei. Der Thomas ist im Vorteil, er kann warten. Der Hochzeitszug ließ nun zwar auch keine Traurigkeit spüren, sondern zog sich mit klingendem Spiele zurück. Das Brautpaar sah ein, daß gewartet werden mußte, bis das Hochwasser abgelassen, und daß Geduld die verlässlichste Brücke ist, welche über alle Hindernisse endlich sieghaft hinwegsetzt.

Eine Woche später konnte der hartberzige Gerhab über die Sallach eine Notbrücke schlagen lassen, um an dem Thomas das siebente Werk der Barmherzigkeit zu vollziehen. Als der Tote drüben war, eilten die Lebendigen herüber. Sie werden wohl auch zurückkehren, denn die Brücke steht noch heute — zwischen Traualtar und Grab.

### Der Bürgermeister von Schlaubach.

Der alte Bürgermeister von Schlaubach war gestorben und es mußte ein neuer gewählt werden. Dieses Ereignis versetzte die seither so ruhige und friedliche Gemeinde in große Aufregung. Die reichen Bauern wollten natürlich einen Bürgermeister „ihresgleichen“, die Leute in der Gass' — so wurden die in der Neben-gasse wohnenden Tagelöhner und Handwerker genannt — schlugen sich dagegen zusammen, um dieses Mal einen Mann an die Spitze des Orts zu bringen, der auch wisse, wo die Armen der Schuh drücke. Die erstern wollten den dicken Bach-Müller wählen, der seither schon Beigeordneter gewesen war und die meisten Acker und Kapitäler im Dorf besaß. Die andern hatten ihr Auge auf den Hann-Martin geworfen, der zwar nur die bescheidene Stelle eines Gemein- und Polizeidieners bekleidete, der aber früher Unteroffizier gewesen war und, wie jedermann wußte, dem verstorbenen Bürgermeister schon seit Jahren die meisten Schreibereien und Amtsgeschäfte besorgt hatte. Die ganze Gemeinde spaltete sich in zwei Parteien; die eine hatte im „Grünen Baum“, die andere in der „Goldenen Sense“ ihr Lager; hier wie

dort war jeden Abend große Versammlung; Branntwein, Bier und Apfelwein floß in Strömen; Lärm und Geschrei ertönte bis spät in die Nacht. Der Zwiespalt dehnte sich selbst auf die Weiber und Kinder aus; die Weibsleute zankten sich am Dorfbrunnen und die Schulbuben prügelten sich auf der Gasse. Jede Partei suchte die andere so schlecht als möglich zu machen; Streit und Haß wuchsen täglich. Nachbarn, die ihr Lebtag einig gewesen waren, verlagten sich bei Gericht, die nächsten Verwandten sahen sich nicht mehr an, die Reichen kündigten den Armern die Hypotheken, dagegen wurden ihnen nächstlicherweile Gartenzäune zusammengerissen, Obstbäumchen abgeschnitten und Fenster eingeworfen. Es war darum hohe Zeit, daß der Herr Kreisrat endlich den Wahltag ansetzte. Mit banger Erwartung sahen beide Teile demselben entgegen, denn wie man auch hin- und herrechnete: die Aussichten standen sich beinahe gleich und der Ausgang war ungewiß; auch war immerhin möglich, daß der oder jener im letzten Augenblick noch wackelig gemacht wurde und von der Partei abfiel. Es war an einem Montag früh, als der Kreisrat in seiner Kutsche ins Dorf gefahren kam. Bald darauf läutete das Glöckchen des Gemeindehauses zum Zeichen, daß die Wahl ihren Anfang nahm. Nun rückten die Parteiführer aus dem „Grünen Baum“ und der „Goldenen Sense“ vor das Gemeindehaus und pflanzten sich hier auf, um aufzupassen, daß alle Gestreren kämen. Und in der That, die Wähler waren vollzählig am Plage; auch die auswärts in Arbeit standen, waren zu dem großen Tag herbeigetrommelt worden; Kranke wurden aus den Betten geholt und altersschwache Greise von ihren Angehörigen an den Wahlkasten geführt. Als die Glocke am Nachmittag vier Uhr schlug, wurde die Thür des Wahlzimmers geschlossen und die Stimmzählung begann. Auf der Straße stand die ganze Gemeinde, Mann und Weib, Kind und Kegel, und alle harrten klopfenden Herzens auf die Entscheidung. Aber schon ehe der Ausfall durch den Herrn Kreisrat öffentlich bekannt gemacht wurde, hatte ein Beisitzer den auf dem Hausgang neugierig Lauschenden die Kunde hinausgeflüstert und mit Blitzesschnelle verbreitete sich unter der Menge das Gefühl der Enttäuschung. Es hatte nämlich keiner der beiden Bewerber gesiegt, sondern der eine genau so viel Stimmen als der andere: jeder einundachtzig. Die Wahl war also vergeblich; der Kreisrat ordnete auf acht Tage später eine neue an und fuhr davon; die erregten Wähler aber begaben sich in ihre beiden Heerlager, um zu berathschlagen, was jetzt weiter geschehen sollte. Im Laufe der Verhandlungen kam denn da auch ein Umstand zur Sprache, der für die Sache von großer Wichtigkeit war. Es stellte sich nämlich heraus, daß ein Ortsbürger gar nicht gewählt hatte, nämlich der Ochsenwirt Fritz Hartmann. Dieser besaß die schöne, an der in das Dorf führenden Landstraße stehende Hoftraite, in der er zugleich die Gastwirtschaft zum „Roten Ochsen“ betrieb, weshalb er, wie schon sein Vater und Großvater, in der ganzen Umgegend nur der „Ochsenfritz“ genannt wurde. Derselbe hatte sich in die ganze Wahlgeschichte nicht eingemischt, den Berbern von der einen wie der andern Seite kein Gehör gegeben, und nun hatte er schließlich auch nicht gewählt. Wie er also schuld daran war, daß dieses Mal nichts aus der Wahl wurde, so lag offenbar auch der Ausfall der nächsten in seiner Hand. Beide Parteien strengten sich darum an, ihn herüberzuziehen; jeden Tag kamen Freunde und Bekannte und suchten ihn zu gewinnen. Aber der Ochsenwirt verhielt sich zugeknöpft,



er wich allem Zureden aus, und so kam der neue Wahltag, ohne daß man wußte, woran man mit ihm war. Da aber doch etwas geschehen mußte, rückte am Morgen die gesamte Wählerschaft in getrennten Haufen, wie zwei feindliche Heere, vor den „Roten Ochsen“, und zwar von dem gesamten Weibsvolk und der lieben Jugend begleitet. Der Ochsenwirt stand hinter dem Fenster der Wirtsstube und sah sich den Aufzug ruhig an. Da trat einer aus dem Haufen und sprach: „Fritz, du weißt, daß wir deine Stimme haben müssen, wenn der Bach-Müller gewählt werden soll. Wer die meisten Steuern bezahlt, der muß im Ort auch etwas zu sagen haben, drum muß unser Mann gewählt werden! Du gehörst auch zu denen, die ordentlich bezahlen müssen und etwas zu verlieren haben, und mußt uns helfen, daß die Lumpen nicht obenhin kommen!“ Diese Rede rief namentlich in ihrem letzten Teil in dem andern Haufen große Erregung hervor; es sprang einer hervor und schrie: „Wenn wir auch nicht im Gold sitzen bis an den Hals, so ernähren wir uns doch rechtlichen Lumpen. Herr Hartmann, Sie sind immer den geringen Leuten behilflich gewesen, wählen Sie mit uns, daß es einmal anders im Ort wird und auch für den gemeinen Mann etwas geschieht!“ Der Ochsenwirt sah ein, daß er, so von zwei Seiten angefaßt, einer Antwort nicht länger aus dem Wege gehen konnte; er trat auf die Haustreppe, stützte die Arme auf das Geländer und sprach: „Ihr liebe Leut, wenn Ihr glaubt, Ihr könntet mich zum Wählen bringen, so seid Ihr auf dem Holzweg! Mir liegt viel mehr dran, daß es wieder Ruh und Ordnung im Dorfgiebt, als wer Bürgermeister wird. Nehmt den Bach-Müller oder den Hann-Martin, sie sind mir beide recht, nur müßt Ihr einig sein und nicht gegeneinander losgehen wie böse Feinde. Zu so einem Durcheinander, wie es jetzt ist, mag ich nicht mithelfen, darum hab' ich das vorige Mal nicht gewählt und wähle auch heut nicht!“ Damit drehte er sich um und ging ins Haus zurück. Auf beide Haufen machte diese Erklärung einen starken Eindruck; während sie aber noch rechteten und stritten, rief eine helle weibliche Stimme aus dem Hintergrund: „Nun, so wählt nicht den Bach-Müller und nicht den Hann-Martin, wählt den Ochsenwirt selber, der wäre ein richtiger Bürgermeister für uns alle!“ Weiberlist und Weiberwitz haben bekanntlich zu allen Zeiten Großes fertig gebracht; heute aber wirkte diese Stimme des Weibes aus dem Volke ein Wunder: der Ausweg aus der Sackgasse war gefunden. Beide Parteien sahen ein, daß, wie die Sache stand, aus der neuen Wahl auch nichts werden würde, die Vernünftigen sagten sich, daß der Ochsenwirt nicht so unrecht gehabt habe, auch war nicht zu bestreiten, daß derselbe so gut Bürgermeister werden könnte als irgend ein anderer im Ort. Es entstand in

den Haufen erst ein leises Gesumse, dann ein lebhaftes Durcheinandersprechen; allmählich gingen sie an, sich untereinander zu mischen; die Gegner, die sich wochenlang erbittert bekämpft hatten, traten aufeinander zu und gingen an zu unterhandeln, und ehe eine Viertelstunde herum war, hatte sich die Wählerschaft dahin verständigt, den Bach-Müller und den Hann-Martin, die ja doch schwerlich durchzubringen waren, fallen zu lassen und den Ochsenwirt zu wählen. Und so geschah es. Alle stürzten aufs Gemeindehaus, und am Abend hatte Schlaubach einen Bürgermeister, an den am Morgen noch niemand gedacht hatte. Als ihm die Menge vor das Haus rückte, um ihm Glück zu wünschen, machte er zwar einige Umstände; er hatte sich aber mit seiner Rede am Morgen über die Einigkeit im Dorf selbst gefangen und fügte sich darum in sein Schicksal. Ein Abend und eine Nacht wie heute hatte der Ort noch nicht erlebt. Der Jubel bei diesem Versöhnungsfeste stieg ins Unglaubliche, zumal der neue Bürgermeister, bei dem die gesamte Wählerschaft zu Gast war, so lange Wein auffahren ließ, als einer trinken wollte. Schon nach wenigen Tagen folgte die



Brannwein, Bier und Apfelwein floß in Straßen; Arm und Geschrei ertönte bis spät in die Nacht.

Bestätigung der Wahl nun wurden die Mahnbäume dem Bürgermeister vors Haus gesetzt; der Singverein brachte ein Ständchen, nochmals gab es ein lustiges Festgelage, dann führte die langentbehrte Ruhe in den guten Ort Schlaubach zurück. Der Bach-Müller blieb Beigeordneter und der Hann-Martin Ortsdiener wie seither; der Ochsenwirt aber fand sich bald in seine Würde, als sei er zum Haupt der Gemeinde geboren. Und es sollte die Schlaubacher nicht reuen, daß sie ihn zu ihrem Bürgermeister gemacht hatten. Fritz Hartmann war ein Mann von offe-

nem Kopfe, von biederem Sinn und gutem Herzen. Wenn es auch oft etwas rauh bei ihm herauskam, er meinte es immer redlich. Er verstand es, mit seinen Bauern umzugehen, er konnte freundlich und grob sein, je nachdem es angewendet war. Dabei kannte er, wie er selbst sagte, den ganzen Ort wie seinen Hosensack; er wußte, was es in jedem einzelnen Hause stand; die Fleißigen und die Faulenzer, die Sparsamen und die Verschwender, die Kartenbrüder und die Kopfhänger waren ihm alle wohlbekannt. Überall, wo es nicht richtig herging, suchte er einzugreifen, und dabei ließ er es nicht beim guten Rat bewenden, er ging den Leuten mit der That und Hilfe zur Hand. Daß das manchem nicht gefiel und ein paar Wirtshausfeger schimpften, daß sich der neue Bürgermeister in alles mische, was ihn nichts angehe, machte ihm weiter keine Sorge, sein Spruch war: „Schwächt, was ihr wollt, thut, was ihr sollt!“ Er hatte es sich vor allen Dingen in den Kopf gesetzt, den Mahnboten und Pfandmeister aus dem Ort zu schaffen, und kaum waren ein paar Jahre herum, da setzten sich diese Herrn, die früher fast in jeder Woche in Schlaubach zu thun gehabt hatten, nur dann und



toamt noch einmal und auch da wußte der Bürgermeister fast immer die Sache noch in Ordnung zu bringen. Auch in seinem eigenen Haushalt ging er mit gutem Beispiel voran; seine Acker waren im besten Stand, in Hof und Stall war alles am rechten Platz, seine Wirtschaft war berühmt in der ganzen Gegend, denn er zapfte einen saubern Wein, den er nicht bei den umherreisenden Weinschmierern kaufte, sondern selbst überm Rhein bei alten Geschäftsfreunden holte. Ein großer Gelehrter war der Bürgermeister nicht, zu den Schreibereien des Amtes standen ihm die Finger nicht recht und mußte der Schulmeister ausbelfen. Wenn er aber einmal einen Bericht eigenhändig anfertigte, so war es immer etwas ganz Besonderes, das am Amt mit großem Jubel von Hand zu Hand ging. Dabei war er ein munterer Mann, immer aufgelegt zu Spößen und Schwänken. Ohne daß er es selbst wußte, kamen seine Einfälle meist so naturwüchsig und drollig heraus, daß sie von den Leuten beachtet und weiter erzählt wurden, so daß mit der Zeit allerlei Stückchen in Umlauf kamen.

Einige, die uns gerade insallen, wollen wir von dem Feiern des Hinkens erzählen. Es kam eines Tags der Herr Kreisrat nach Schlaubach, um eine neue Brücke, die neu gebaut werden sollte, einzusehen. Der Bürgermeister und die Gemeinderäte gingen mit ihm ins Feld an die Brücke; da der Herr Kreisrat aber fand, daß diese wirklich sehr baufähig war, nahm er sich an, darüber zu sprechen. „Gehen Sie nur getroßt hinüber, Herr Kreisrat,“ sagte der Bürgermeister treuherzig, „unser Gemeindegeld geht auch jeden Morgen drüber.“

Selbiger Gemeindegeld wurde in jedem Jahr an den Benigstnehmenden zum Halten vergeben. Als das wieder geschah und Beschwerde erhoben wurde, der neue Übernehmer habe einen so niedrigen Stall, daß der Ochse darin not leiden müsse, machte sich der Bürgermeister an der Spitze des Gemeinderates selbst auf den Weg, um die Sache zu untersuchen. Im Stall angekommen, hob der Bürgermeister den Arm in die Höhe und als er mit den Fingerspitzen gerade an die Decke reichte, sagte er befriedigt: „Wenn der Stall für den Gemeinderat hoch genug ist, ist er auch für den Ochsen hoch genug.“ Als der neue Landesfürst nach Antritt der Regierung eine Rundreise in seinem Lande machte, kam er auch durch Schlaubach. Zum Empfang des hohen Herrn wurden große Anstrengungen gemacht und der Bauaufseher beauftragt, auf der Landstraße vor dem Eingang ins Dorf eine Ehrenpforte zu bauen. Die-

selbe bestand aus zwei mit Tannenzweigen umwundenen hölzernen Pfeilern, zwischen denen ein Laubgewinde mit „Willkommen“ hing. Die Schlaubacher, die noch nie so etwas gesehen hatten, fanden, daß das Ding in seiner Gestalt eine große Ähnlichkeit mit dem alten Galgen habe, der draußen im Feld stand. Als der Landesherr angekommen, vom Ortsvorstand ehrerbietig begrüßt und von der Schuljugend angesungen worden war, sprach er dem Bürgermeister seinen Dank und seine Freude über den schönen Empfang aus. „Ja,“ sagte der Bürgermeister, „wir haben aber auch Eure Hoheit einen schönen Galgen geputzt.“ Noch mehr verzogen sich die Gesichter der Hofherren, die bei dem Fürsten waren, als einige Schritte weiter, wo man einen Überblick über das Thälchen hatte, in dem Schlaubach liegt, der Bürgermeister sagte: „Hier können Eure Hoheit ihr ganzes Ländchen vor sich sehen!“ Pächelnd bemerkte der Fürst: „Ich hatte seither geglaubt, es sei doch etwas größer!“



„Ihr liebe Leute, wenn Ihr glaubt, Ihr könnt mich zum Wählen bringen, so seid Ihr auf dem Holzweg.“

Der Herr Pfarrer in Schlaubach hatte das Pfarrgut in eigener Bewirtschaftung und betrieb diese mit so großem Eifer, daß er in Hof und Feld selbst mit Hand anlegte, manchmal sogar beim Aufladen des Mistes half, weshalb ihn seine Kollegen in der Umgegend nur den „Mistker“ nannten und die Bauern im Dorf meinten, seine Schafe und Kälber machten ihm mehr Sorge als die geistliche Herde, die er zu hüten hatte. Ein kleines Abenteuer, das dem würdigen Herrn eines Tages passierte, wollen wir hier einschalten, wenn es auch gerade nicht zu unserer Geschichte gehört. Derselbe war sehr häuslicherisch und genau, und als eines Morgens die Viehmagd im Bett liegen

blieb, weil es ihr nicht gut war, entschloß er sich, selbst die Kuh zu melken. Die Kuh, mit der er den Anfang machte, war jedoch nicht gewohnt, von geistlichen Händen gemolken zu werden, sie wurde unruhig, schlug mit dem Schweif um sich und dem Herrn Pfarrer ein paar mal derb ins Gesicht. Derselbe wußte jedoch der Sache abzuhelfen und band den Haarbüschel am Schwanzende der Kuh fest in das Knopfloch seines Hausrocks. Die Kuh jedoch, durch dieses Hindernis ihrer Bewegung vollends unwirsch gemacht, riß sich mit einem Ruck von der Krippe los, machte rechts und links herum und trabte zur offenen Stallthüre hinaus, fort durch die holperigen Straßen des Dorfs, den Pfarrer, der den Melkfüßel in der Hand trug und mit Milch übergossen war, als unzertrennlichen Begleiter hinter sich herschleppend. Als das seltsame Gespann am Schulhaus vorbeifuhr, rief der erstaunte Lehrer: „Ei, Herr Pfarrer, wohin?“ — „Das weiß Gott und die Kuh!“



versehete mit Ergebung der atemlose Seelenhirte. Auf dem Felde fingen einige Bauern die Kuh auf und erlösten ihren Pfarrer aus seiner schlimmen Lage.

Dieser Pfarrer von Schlaubach hatte sich seit einigen Jahren auch mit großem Eifer auf die Bienenzucht geworfen und sprach fast von nichts anderem mehr, so daß ihn die Leute nur noch den „Bienenspfarrer“ nannten. Eines Tages begegnete er dem Bürgermeister, als dieser ins Feld zu seinen Knechten gehen wollte, und fing sogleich an, von seinen neuen Bienensstöcken mit Glasfenstern, der italienischen Königin, die ihn zwei Gulden gekostet habe u. s. w. ein weites und ein breites zu erzählen. Der Bürgermeister, der Eile hatte, hörte eine Zeitlang geduldig zu, dann blieb er plötzlich stehen und sprach: „Herr Pfarrer, unser Herrgott hat allerlei Narren geschaffen; es giebt Säulsnarren, Taubenmar-

ren, Hundsnarren, Sie aber, Sie sind ein — Bienensfreund!“ Damit ließ er den Pfarrer stehen, der von jetzt an den Bürgermeister mit Bienengesprächen verschonte. Mit den Fremdwörtern lebte der Bürgermeister auf vollständigem Kriegsfuß. Er suchte zwar etwas darin, seine eigenhändigen Schriftstücke mit denselben auszuschnücken, dabei passierten ihm aber mitunter possierliche Dinge. Daß er im Wochenblatt bekant machen ließ, er werde die Gemeinbewiesen in chronologischer Reihenfolge verpachten, will noch nicht viel sagen; daß er aber auf ein Rundschreiben der Regierung, wie es in den einzelnen Orten mit dem Luxus und der Industrie stände, berichtete: die Luxe seien schon lang in der Gegend ausgerottet und von dem Yaster der Industrie sei Schlaubach bis jetzt gänzlich verschont geblieben, wollten manche für einen leinen Spott auf die Umfrage der Regierung halten, da diese auch ohnehin wußte, wie es mit diesen Dingen in dem kleinen Ländchen beschaffen war. In Schlaubach hatte ein Steuereinknehmer seinen Sitz und dieser führte Klage über seine vor dem Dorf stehende sehr schlechte und kalte Dienstwohnung. Der Bürgermeister, zum Bericht aufgefordert, erstattete diesen folgendermaßen: „Besagtes Haus liegt zwar am äußersten Centrum von Schlaubach, hat aber von allen Seiten den Nord-Ost-Wind. Der dabei befindliche Garten hat die Gestalt einer Ellipse und zwei Fuß Humor.“ (Es war Humor gemeint.) In seinen Berichten war er überhaupt groß und schon die Überschriften derselben wurden berühmt. In der Nähe des Dorfes hatte sich eines Tages eine schwere Mordthat zugetragen; ein Mann war umgebracht, ein

zweiter gefährlich verletzt worden. Seinem Bericht über den Vorfall gab der Bürgermeister folgenden Kopf: „Betreffend die Ermordung zweier Leichen, von denen die eine am andern Tage noch gelebt hat!“ — Als die Zeit etwas unruhig wurde, erließ das Ministerium an alle Bürgermeistereien den Befehl, jedes Vierteljahr über die Volkstimmung zu berichten. Der Bericht unseres Bürgermeisters war überschrieben: „Die vierteljährliche Volkstimmung betreffend.“ — Einst hatte ein Hagelwetter in der Gemarkung großen Schaden gethan, seine Anzeige über diesen Unfall trug die Überschrift: „In Sachen einer Wetterwolke gegen die Gemeinde Schlaubach.“ Bei einer Bevölkerungsaufnahme sollten die Bürgermeister auch angeben, wie alt die ältesten Leute in den Dörfern seien. Darauf folgte die Antwort: die ältesten Leute in Schlaubach seien im vorigen Jahre alle gestorben. Ein Zimmermann, der nicht recht klar im Kopfe war, war bei einem Hausbau verunglückt. Hierüber berichtete der Bürgermeister den Obsthändler des Todesfall des Johann Penz vom Gericht behauptete, ein Besagter Besagter Todesfall war ein eigenlicher Todesfall, da der Verstorbene schon längere Zeit an Phantasie- und Besinnungsgeist litt.“



„Ja,“ sagte der Bürgermeister, „wie haben aber auch Eurer Hebel einen schönen Galgen gepuht.“

man der Gemeinde nicht einen kostspieligen Wegbau zu nuten könne. Die Abgewiesenen führten gegen diesen Bescheid Beschwerde, in der sie u. a. behaupteten, es sei nicht richtig, daß nur alle Vierteljahr ein Jude begraben werde, es werde durchschnittlich alle vier Wochen einer. Zur Rechtfertigung aufgefordert, berichtete der Bürgermeister ans Amt: wenn sich die Juden wirklich verbindlich machen wollten, alle vier Wochen einen von ihren Leuten zu begraben, so sei die Gemeinde gerne bereit, den Weg machen zu lassen.

Als der Ochsenwirt einige Jahre lang das Bürgermeisterramt bekleidet hatte, wurde ihm eine große Ehre zuteil: er wurde in den Landtag gewählt. Die Wahlmänner, fast sämtlich Bürgermeister der Gegend, waren der Ansicht, daß ihr Amtsbruder in Schlaubach am besten wissen müsse, was dem Bauernstand nützlich thue. Als der Landtag einberufen wurde, ließ der



Dahenwirt sein einspänniges Wägelchen aus dem Schuppen hervorziehen, eine Kiste mit Kleibern, verschiedenen Körben voll Würsten, Schinken, Honigtöpfen und andern Borräten darauf laden, dann den Apfelschimmel einspannen, und so ausgerüstet, fuhr der alte Kaspar seinen Herrn in die Residenz. Es war das in jener schönen, jetzt fast vergessenen Zeit, als die Landboten, obwohl sie sehr wenig zu thun hatten und in jeder Woche nur eine oder zwei Sitzungen hielten, doch einige Monate im Jahr in der Hauptstadt zubrachten und so lange ihre Wahlzeit dauerte, zwei Thaler Tagelohn erhielten. Der Dahenwirt nahm sein Quartier in der kleinen, aber guten Gastwirtschaft zum „weißen Schwan“, wo er seit Jahren bekannt war. Hier hatten die Müller und Oekonomen der Gegend ihre Niederlage, unter denen er sich so wohl und beänglich fühlte wie zu Hause. Für vierundzwanzig Kreuzer ob man kostbar zu Mittag und trank für zwölf Kreuzer einen Schoppen Bierleiner, so daß es mit dem besten Willen nicht möglich gewesen wäre, die Tagelohn durchzubringen. Der Landtag wurde durch den Landesfürsten selbst eröffnet und mußten zu jeder Feierlichkeit die Landesvertreter in weißen Handschuhen erscheinen. Der Dahenwirt, der in seinem Leben noch keine Handschuhe an den Fingern gehabt hatte, ging mit einigen Kollegen in einen Laden, um solche zu kaufen. Als er aber seine Hände auf den Tisch legte, schüttelte der Kaufmann den Kopf und erklärte, Handschuhe, die an solche Hände paßten, habe er keine im Haus. Da es aber ohne Handschuhe nicht ging, wurde ein Gesell hingesetzt, der aus einigen Fickeläpfeln schnell ein Paar Handschuhe zusammennähte, die dem Abgeordneten von Schlaubach über die Hände gingen. Die Sitzungen besuchte dieser fleißig und stimmte, unbekümmert um rechts oder links, wie er es seinem schlichten Verstand nach für recht hielt. Den Schnellschreibern machte er keine große Arbeit; das Redenhalten überließ er den Studierten und Stadtherren. Nur einmal machte er eine Ausnahme. Es wurde über Herstellung einer Brücke in der Nähe von Schlaubach verhandelt, zu welcher das Land einen Zuschuß geben sollte. Da trat ein mündfertiger Abgeordneter aus der Stadt auf und hielt eine große Rede des Sinnes: es wäre ja möglich, daß die Brücke notwendig und nützlich sei, dann aber sollten die beteiligten Orte die Kosten selbst tragen, den Staat aber mit ihren Anforderungen verschonen. Mit steigendem Muth hörte der Dahenwirt die spitzfindigen Ausführungen an; als der Redner endlich fertig war, stand auf und rief, ohne vorher ums Wort gebeten zu sein: „Die Brück müssen wir haben, sonst giebt's Unglück!“ Diese kurze, aber kräftige Rede erregte ihn, wie im gedruckten Bericht angemerkert war, allgemeine Beifall; sie schlug aber durch; der Beitrag wurde bewilligt und die Brücke gebaut. — Wenn der Dahenwirt nach den Anstrengungen des Landtags nach Hause zurückkam, wurde er von seiner teuren Ehefrau, der braven und rüstigen Frau Bürgermeisterin, besonders zärtlich und liebevoll empfangen. So kam denn auch, daß ihn dieselbe, nach einer Kinderpause von fünfzehn Jahren, eines Tags noch mit einem Ackerlein beschenkte. Dieses vererbte Familienglück schien dem Vater im Anfang nicht sonderlich zu begehren; bald aber war er damit vollkommen ausgesöhnt, denn das kleine Mädchen wuchs frisch und fröhlich auf und wurde zum Stolz seiner Eltern und zur Freude des ganzen Dorfes ein so munteres, gescheites und hübsches Kind wie kein zweites in Schlaubach.

Einige Spötter hatten demselben den Spitznamen „Landständchen“ gegeben, und wie es manchmal geht, dieses Spitzwort verbreitete sich weiter und blieb an den Kleinen hängen, so daß sie noch nach Jahren im ganzen Ort nicht anders als „Landständchen“ geheißen und gerufen wurde, ohne daß jemand etwas dabei dachte. Als aber Lisbethchen mehr heranwuchs und so viel mußte, als es vom Schullehrer des Dorfes lernen konnte, brachte es der Dahenwirt, der aus seinem Liebling mehr als eine Bauersfrau machen wollte, in die Stadt ins „Institut“. Dort wurde das Mädchen Elisabeth genannt, lernte Französisch, Englisch und Litteraturgeschichte, heiratete später einen Beamten und ist jetzt eine vornehme Stadtdame.

Als die Landtagszeit des Dahenwirts zu Ende ging, brach das berühmte Sturmjahr 1848 herein und setzte auch das kleine Vaterländchen, in dem Schlaubach liegt, in Brand. In den Städten wurden Volksversammlungen gehalten, Bürgergarden gegründet und Raketenmusiken gebracht, aber auch auf dem Lande zogen Redner umher und predigten: die Zeit des beschränkten Unterthanenverstandes sei vorbei, das souveräne Volk dürfe nicht länger die schmachliche Bevormundung dulden, vor allem dürften keine Fürstentumme und Jafager mehr in den Landtag geschickt werden, sondern Freiheitskämpfer und Volksmänner. Der Dahenwirt als kluger Kopf merkte, daß er in diese „neue Aera“ nicht recht paßte; er gab daher, als die Neuwahl herankam, im Wochenblatt eine Erklärung ab, daß seine häuslichen und dienstlichen Angelegenheiten ihm nicht länger erlaubten, auf den Landtag zu gehen, und zog sich damit auf gute Art vom politischen Schauplatz, der ihm eigentlich nie viel Vergnügen gemacht hatte, zurück. Er blieb zu Hause und baute zunächst, da seine Hofraute für den zunehmenden Erntesegen zu klein geworden war, eine große Scheune, wie die Bauern muntelten, von den übrig gebliebenen Landtagsthalern. Er sorgte nach wie vor treu und redlich für seine Gemeinde, die immer mehr in die Höhe kam. Die Leute sahen das auch recht gut ein und bei jeder Neuwahl wurde der Dahenwirt einstimmig wieder zum Bürgermeister gewählt, von andern Bewerbern war keine Rede mehr, und dabei wird es auch wohl noch geraume Zeit bleiben, denn wenn der Bürgermeister jetzt auch ein Mann bei Jahren ist, so ist er doch noch rüstig, munter und gesund und denkt nicht daran, so bald den Stab niederzulegen.

Daß der Dahenwirt nicht nur im Amte und Dienste, sondern auch im Haus und täglichen Leben Kopf und Mund auf dem rechten Fleck hatte, mag folgendes Stüdchen zeigen, mit dem wir unsere Geschichte beschließen wollen.

Einige Herren aus der Stadt machten einmal einen Ausflug aufs Land und kamen dabei auch nach Schlaubach. Sie hatten gehört, daß man bei dem Bürgermeister den besten Wein trinke und daß derselbe im Dorf und der Umgegend der „Dahenwirts“ genannt werde. Sie beschloßen, bei demselben einzufahren und ihn ein wenig zu schrauben. Als sie in die Wirtsstube traten, saß der Dahenwirt bei einigen Bekannten und trank seinen Frühschoppen, den er sich Sonntags morgen nach der Kirche erlauben zu dürfen glaubte. Einer der Fremden rief: „Herz Dahenwirts, eine Flasche Wein!“ Der Gerufene winkte dem Stubenmädchen, das den Wein brachte. Gleich darauf rief ein anderer: „Dahenwirts, noch eine Flasche!“ und ein dritter: „Dahenwirts, was giebt's zu frühstücken?“ und so ging es eine ganze Stunde lang fort mit „Dahen-





fröhlich hin und „Dahsenfröhlich“ her. Das Dienstmädchen wartete den Herren auf, der Bürgermeister blieb bei seinen Bekannten sitzen, ohne sich etwas merken zu lassen. Als die Herren endlich weiter mußten und ihre Beche bezahlt hatten, stand der Dahsenwirt auf und rückte zum Abschied höflich das Köppchen. Da konnte es der eine der Fremden, der sich ärgerte, daß die Foppererei nicht gezogen hatte, nicht über sich bringen und sagte: „Aber sagen Sie doch einmal, warum werden Sie denn von den Leuten überall der Dahsenfröhlich geheißt?“ — „Das will ich Ihnen sagen,“ versetzte der Hausherr, „weil es öfters vorkommt, daß bei mir solche Dahsenköpfe einkehren, wie Sie sind, meine Herren! Glückliche Reise!“

**’s Poffenhofener Listl.**  
Erzählt von Robert von Hagen.



Es war zu Weihnachten 1837, netto am 24. Dezember. Die Glocken der Schloßkapelle von Poffenhofen hatten eben Mittag geläutet, als ein Herr, eine hohe, echt ritterliche Gestalt, den Park verließ und elastischen Schrittes dem nahen Starnbergersee zuschritt, um an dessen herrlichen Ufern eine Promenade zu machen. Die freundlichen Blicke des Spaziergängers schienen in freudiger Aufregung zu leuchten, wie die eines Menschen, dessen Herz von einer bangen Sorge unerbötlich befreit wurde. Von der entgegengesetzten Seite kam ihm, leuchtend unter der Last eines großen Bündels gesammelten Reisigs, ein altes Mütterchen entgegen und bot ihm ihr „Gelobt sei Jesus Christus!“ —

„In Ewigkeit Amen,“ antwortete der so Begrüßte.

„Na, wohin denn, gutes Frauchen,“ fragte er weiter, — „es ist wohl recht schwer, Euer Bündel?“

„Ja, ja, ’s is freilich arg schwer für so a alt’s Weib als wie ich; aber, du lieber Gott, ’s hat halt a jeder sein Packerl zu tragen, der eine a großes, der andre a klancers. Wo i hin will? ’rüber nach der an-

dem Seit’, — nach Mairingen, zu meiner Tochter, zu meiner Toni!“

„Nach Mairingen,“ sagte der Herr, „da braucht Ihr Euch doch nur hier vom Fährmann übersetzen zu lassen!“

„D du lieb’s Herrgöt’tl — übersetzen zu lassen! Das kost’ ja an’n ganzen Kreuzer — das is nur was für reiche Leut’. Nein, nein, i muß schon am Ufer lang ’rumgeh’n, werd’ schon noch immer zurecht kommen mit meinen großen Weihnachtspresentern. Hi, hi, hi,“ so lachte sie recht ironisch.

„Und was sind denn das für Presenter, wenn man fragen darf?“

„Na hier das Reisig für die Wirtschaft und hier in dem Sackerl a Kugelhupf und Eier, die mir der hochwürdige Herr Pfarrer für die fünf Kinder mit’gehabt hat. ’s is gar große Armut, Jammer und Not in den Hütten drüben. Der Tochtermann is kurz erst aus’ Spital g’kommen — die Toni selbst is a mit reißend g’sund und die Kinder sind alle noch ganz jung. Ja, ja, gnä’ Herr — bei Ihnen wird sich’s Christkind wohl ganz anders einstellen.“

„Da könnt Ihr recht haben. Das Christkind hat sich sogar schon heute in aller Früh’ bei mir persönlich eingestellt. Meine liebe Frau hat mir ein solches besorgt!“

„Ah so! ich begreif’ schon, is denn a Du oder Madel?“ fragte die Alte neugierig.

„Es is a Madel!“ erwiderte der Herr lächelnd, „am zwar a arg sauberes Madel, das Listl!“

„Was?“ rief die alte Bäuerin, „das Kind hat schon sein’ Namen und is noch kein’ Tag alt?“

„Ja,“ erwiderte der glückliche Vater, „in unserer Familie is das halt schon so Mode, — war’s a Bubl’ g’word’n,“ setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu, „so hätt’ er halt Maxl geheißt.“

„Schau, schau, — also so is das? Na, da würd’ ich recht viel Glück, Euer Gnaden, — und würd’ich daß wenn das Madel erst groß is, daß sie auch a recht guaten Mann kriegt, der’s auch ordentlich ernähren kann.“

„Nun, das wollen wir hoffen,“ sagte der Herr lächelnd, — „und nun, gute Frau, nehmt Euer Bündel wieder auf; da habt Ihr einen Silbergulden und laß Euch getroßt vom Fährmann übersetzen. Und wenn Ihr im Dorf bei Eurer Tochter angelangt seid, so laßt ihr, daß das Christkind heute gar so viel zu thun an keine Zeit hat, ’rüber zu kommen über’n Starnbergersee, sie möcht’ samt ihren fünf Kindern noch heute schnell als möglich herüberkommen nach dem Schloß — und soll nach dem Christkindel, dem Listl von Poffenhofen, fragen, da wird ihr schon Bescheid zuteil werden.“

„Mein Gott — mein Gott, — a’ richtiger Silbergulden,“ rief die Alte ein über das anderemal, „ist denn möglich! Ja, thut’s Ihnen denn mit weh, so mi Geld zu verschenken . . .“

„Darüber beruhigt Euch, Frauchen, und thut so, wie ich Euch sagte . . . Gräß’ Gott! Güter Weg!“

„Bergelt’s Gott tausendmal,“ stammelte die Bäuerin und dem Weitererschreitenden ehrfurchtsvoll nachschleppend sagte sie bedencklich: „Ob’s nit am End’ dös listl’ Herrgöt’tl selbst — im Civil’wand war?“

Einige Stunden später stellte sich pünktlich die Gattin huber-Toni im Poffenhofener Schloß ein, und in ihrer bäuerischen Einfalt fragte sie in der That direkt nach dem Christkindel, dem „Listl von Poffenhofen“. Ein reich galonierter Diener, der von der Sache unterrichtet sein mußte, führte die Frau samt den ängstlich an die Mutter sich schmiegenden Kindern



einem im Parterre gelegenen glänzenden Saal, in welchem sich eine Dame und ein etwa sechsjähriges allerliebste Mädchen befanden. Die Dame, anscheinend die Gouvernante desselben, sagte nun, daß das Christkind heute noch nicht zu sprechen sei, es habe aber dieses sein Schwesterchen hier beauftragt, die Frau und ihre Kinder zu besuchen.

Und so geschah es, und zwar im ausgedehntesten Maße, so daß sich die arme Frau und die Kinder vor Freude und Staunen kaum zu fassen wußten.

Gleichzeitig wurde ihnen auch ein hübsches Stämmchen blanker bayerischer Doppelgulden eingehändigt.

„Ja, du mein Jesus, wem dürfen wir denn auf

untern Knien dafür danken, daß wir auf lange Zeit aus arger Not errettet sind?“ fragte die Bäuerin mit Thränen in den Augen.

„Auf den Knien danken dürft Ihr nur jenem, dessen heiligen Namen Ihr soeben angesprochen,“ erwiderte ein stattlicher junger Herr, welcher unbemerkt in den Saal getreten war.

„Ja, aber sonst,“ erwiderte die arme Frau, „wer ist denn eigentlich das gute, liebe Bosenhofer Kisl, und wer ist denn der Herr, der uns herbestellt, und wer ist denn hier das schöne, engels-gute Mädchen — und wer sind denn Sie, gnädiger Herr?“

„Ihr fragt gar viel, liebe Frau, indes ich wohl Eure wohlberedigte Neugierde befriedigen. So hört also: das „Bosenhofer Kisl“, das ist die heute am Tage des heiligen Abends geborene Prinzessin Elisabeth von Bayern, und der, der Euch herbestellt hat nach dem Schloß, das ist ihr väterlicher Vater, Seine Königliche Hoheit der Herzog Maximilian Joseph in Bayern,\* hier das Mädchen, welches Euch die Geschenke reichete, ist die Schwester des Christkindleins, die Prinzessin Annelie, und nun wenn Ihr's g'rad wissen müßt, ich bin der Herzog Paulpold von Bayern!“\*\*

Der 24. Dezember 1837 war für die Familie Gangelhuber in Mairingen ein wahrer Glücks- und Segens-tag, denn von diesem Tage an war die Armut für alle Zeit aus ihrer Hütte gewichen.

Als das „Bosenhofer Kisl“ älter geworden, unternahmen die beiden Prinzessinnen gar oft einen kleinen Ausflug hinüber nach Mairingen und besuchten dort die Gangelhubersche Hütte. Ja sie veranlaßten sogar, daß die fünf Kinder allmählich auf den herzoglichen Gütern Anstellung und Unterkunft fanden.

Und auch noch später, als das schöne, jugendliche Haupt des „Bosenhofer Kisl“ schon längst die Krone als Kaiserin von Osterreich, und das ihrer Schwester die Krone des Königreichs beider Sicilien zierte, unterließen es die beiden Schwestern niemals, in der Gangelhuberschen Hütte zu Mairingen vorzusprechen, um ihren Gruß abzugeben und eine Erfrischung zu nehmen.

Das ist die wahre Geschichte vom Christkindel, „vom Bosenhofer Kisl“, welches heute an der Seite ihres geliebten Gatten einen der mächtigsten Throne einnimmt.

Ja, ja, das alte Mütterchen kann recht gehabt haben, „das liebe Herrgott'l geht gar oft im Cwilt'wand herum!“

### In der Falle.

Von Wilhelm Fischer.

Die klugen Richter sterben nicht aus, weder im Morgenlande, noch bei uns; das beweist folgende lustige Geschichte, die sich unlängst im badischen Kreise K.....e zugetragen hat.

Eines schönen Morgens im November gingen dort vier muntere Bauern in den Wald. Nicht mit Art und Säge, um Holz zu fällen, sondern mit guten Büchsen versehen, des edlen Weidwerks zu pflegen. Jagdscheine hatten sie zwar nicht, aber um so größere Lust und Liebe zur Sache; und wenn sie aus guten Gründen

auch nicht mit lauter Stimme jagen: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“ so dachten sie's doch und hofften, wieder einmal, wie schon so oft, ein saftiges Wildbret zu erlegen, das besser als Kartoffeln und Hasergrübe und sogar als harter Schinken schmeckt. Die Jagdlust steckt doch in allen, und bei ihrer Befriedigung kommt für einen rechten Bauern außer der Beute noch dreierlei heraus: das süße Bewußtsein, die Zahl der ungebetenen Gäste seiner Felder zu vermindern, dem gestrengen Herrn Förster ein Schnippchen zu schlagen und den verhassten reichen Jagdpächter zu ärgern. So schritten die guten Gefellen wacker vorwärts, ließen die prüffigen Augen rechts



Gleichzeitig wurde ihnen auch ein hübsches Stämmchen blanker bayerischer Doppelgulden eingehändigt.

\*) Verstorben im November 1838.

\*\*) Heute Prinzregent von Bayern.



und links gehen und gaben auch den Ohren die Kost, und das war ihnen geraten. Denn plötzlich raschelt es hinter ihnen im dürren Laub — sie stuzen und ducken sich; auch von vorn nahen Schritte — die Bäuerlein sehen sich an und eilen so rasch wie möglich seitwärts; aber jetzt hört man die anfeuernde Stimme des Försters: „Schnell! schnell! wir kriegen sie!“ Der Wald wird rings umher lebendig, entrinnen können sie nicht mehr; da werfen sie rasch entschlossen ihre Gewehre weg, etwa mit demselben Gefühle, mit dem ein in die Falle geratener Fuchs sich von seinem Beine trennt, verschmaufen einen Augenblick und treten dann harmlos auf den breiten Weg zurück, ihren Verfolgern gerade entgegen. „Halt!“ donnert der Herr Förster, „endlich hab' ich Euch erwischt!“ Aber so leicht fängt man die Schlitzihörigen nicht. „Wieso?“ fragt der älteste und macht ein wahres Schafsgesicht dabei, „wieso, Herr Förster? Darf man denn nicht einmal mehr mit ein paar guten Freunden durch den Wald gehen? es ist ein so schöner Morgen.“ — „Und was ist dies?“ fährt der Ergrimme fort, „ein Lesfauteur, so wahr ich lebe! noch eins! sucht einmal! richtig, vier Stück — was sagt Ihr nun!“



„Halt!“ donnert der Herr Förster, „endlich hab' ich Euch erwischt!“

„Daß der Herr Förster Glück hat, vier schöne Gewehre gefunden so früh am Tage — warum konnte das nicht uns geschehen?“

„Ihr wollt noch leugnen, daß dies Eure Büchsen sind?“

„Unsere? Stuß! Was thut ein Bauer mit einem Jagdgewehr? Haben Sie uns je mit einem Gewehr gesehen, Herr Förster? Nicht einmal ein Pistölehen haben wir — auch keinen Jagdschein.“

„Nun genug!“ knirschte er und schrieb mit vor Wut zitternder Hand ihre Namen in sein Buch; „das weitere findet sich vor Gericht.“

Mit höflichem Gruße verabschiedeten sich die schlauen Bauern von ihm und seinen Gehilfen und schlenderten unbefangen dem Dorf zu. War ihnen der Verlust auch empfindlich, sie verbissen den Schmerz und freuten sich, noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen zu sein.

Vor die Strafkammer mußten sie nun allerdings, aber auch hier setzten sie die unschuldigste Miene auf und handelten nach dem alten Spruche: „Si fecisti, nega! wenn du etwas Verbotenes gethan hast, so leugne!“ ohne denselben jemals gehört zu haben. Zwar lagen auf dem Richtertische als stumme und doch beredete Belastungszeugen die vier schönen Gewehre, und den Bauern blutete das Herz, daß sie dieselben verlieren sollten, aber hartnäckig bestritten sie ihr Eigentumsrecht und thaten, als hätten sie die kostbaren Büchsen nie gesehen und niemals den geringsten Wildfrevel begangen. Auf der That ertappt worden waren sie nicht, und so mußte bei ihrem beharrlichen Leugnen aus

Mangel an Beweisen endlich die Freisprechung erfolgen, obgleich das Gericht fest von ihrer Schuld überzeugt war. Der Vorfigende kündigte ihnen diesen günstigen Ausgang unter kurzer Begründung an und schloß mit den gleichgültig gesprochenen Worten: „So, jetzt kann jeder sein Gewehr nehmen und wieder heimgehen.“ Das war zu viel für die Schlitzihörigen; flugs hatte jeder seine Flinte ergriffen und wollte damit vergnügt das Weite suchen, aber eben so schnell war der Herr Staatsanwalt bei der Hand und hatte jetzt mit seinem Strafantrag bessern Erfolg.

Merk: Jagen ist schön, aber man muß das Recht dazu haben. Wollte man's freigeben, so lebte bald kein einziges Häselein mehr. Auch heißt es: Jagen, fischen, Vogelstellen

Verderben manchen Junggesellen,

und sogar manchen Mann, der Frau und Kinder hat. Merk ferner: Mit Speck fängt man Mäuse.

**Der „Goldene Engel“.**

Humoreske von Leop. Gerson.

Kam da eines Tages im wunderschönen Monat Mai ein Reisender nach K. . . . einem Städtchen im Waldeckischen, um dort für seine weiskalische Zehne Kohlen abzugeben. Der Platz war ihm vollständig unbekannt. So war es natürlich, daß er nicht wußte, wo er logieren sollte. Hotelwagen waren nicht zu sehen, dafür standen einige reitende Engel in Gestalt zweier Hausknechte mit ihren Schildern an der Mühle am Ausgang des Bahnhofes.

„Welches ist der beste Gasthof in K. . . .?“ rief Herr Lancelle, so hieß der Reisende.

„Ich bin der beste Gasthof!“ schrie der eine, auf dessen Schild „Waldecker Hof“ zu lesen war. „Bei mir haben zwei Prinzen logiert.“

„Und wir haben sie gar nicht gewollt!“ raunte der andere, auf dessen Mütze die Worte „Zum goldenen Engel“ prangten, Herrn Lancelle vertraulich ins Ohr, und mit souveräner Verachtung gegen den „Waldecker Hof“ griff er, ohne den Eigentümer zu fragen, nach dem Handkoffer des Reisenden.

„Sapperment!“ dachte Herr Lancelle, der sich geduldig ins Schlepptau nehmen ließ, „ich bin doch neugierig auf diesen Gasthof, der nicht einmal zwei Prinzen aufnimmt! Muß verdammt nobel sein!“

Triumphierend langte der Hausknecht mit seinem Gefangenen — anders konnte sich Herr Lancelle nicht nennen — daheim an. Der „Goldene Engel“ war, wenn auch nicht golden, so doch ein höchst reinlicher, achtungswerter Gasthof, und achtungswert schien auch der Besitzer desselben, ein großer Mann, der dem Reisenden freundlich, jedoch mit einer gewissen gravitätischen Würde die Hand zum Willkommen bot. — Nachdem



dieser seine Geschäfte abgewickelt hatte, was in dem kleinen Städtchen nicht viel Zeit erforderte, wanderte er wieder dem „Goldenen Engel“ zu, wo er an einem Tische die Stammgäste versammelt fand. — Der Besitzer des Hauses, den ich, weil er noch lebt, nicht bei Namen, sondern kurzweg den „Goldenen“ nennen will, war weit und breit als ein ungemein kräftiger Mann bekannt, und auch jetzt war er wieder dabei, den Gästen eine Kraftprobe vorzuführen. So nahm er z. B. ein achtjähriges Söhnchen, welches sich langausgestreckt auf den Boden gelegt hatte, an den Füßen frei auf und hielt den Knaben so schwebend in die Luft; dann stützte sich mit beiden Armen auf den Rand des Billards, hielt sich wacker und nahm mit dem Munde ein Zehnpfennigstück von einem grünen Tuche weg. Alles dieses vollzog er mit dem größten Ernst, ohne eine Miene zu verziehen. Unwillkürlich fiel Herrn Vancelle bei der Beschreibung dieser sonderbaren Produktionen des Gasthofbesizers die Geschichte mit den beiden Hausmädchen in Bahnhofs ein und drängte ihn zu wissen, warum eigentlich der „Goldene“ es vermocht hätte, die zwei Prinzen aufzunehmen, und wer diese Prinzen gewesen seien. Er dachte und fand endlich die Unterhaltung mit einigen von der Stammgäste nicht genug fragte nach dem Namen der Freunde des beregten Prinzen.

„Ah so!“ sagte der Herr lachend, „und Sie wurden mit der Prinzengeschichte in den beiden Hausmädchen traktiert?“

„Waren's denn echte Prinzen?“ fragte Vancelle.

„Gewiß! die Geschichte trug sich zu, Prinz Wilhelm in Kassel sturte.“

und da es schon ziemlich spät ist, denke ich, daß wir hier übernachten,“ sagte der eine der jungen Leute.

Der andere, offenbar der jüngere, nickte stumm mit dem Kopfe.

„Herr Wirt!“ wandte sich der erstere an den „Goldenen“, „können wir hier logieren?“

Der Angeredete blickte flüchtig mit geringschätziger Miene auf sie und sah dann, ohne zu antworten, ins Leere. Offenbar war er schon öfter und nicht zu seinem Vortheile von Studenten heimgesucht worden und hielt es deshalb nicht für nötig, die an ihn gerichtete Frage zu beantworten. — Die beiden sahen sich gegenseitig an und lächelten; als aber der „Goldene“ noch

immer schwieg und beharrlich in die Luft sah, sprach der Jüngere, der von seinem Gefährten mit dem Namen Heinrich angeredet worden war: „Nun, Herr Wirt, bitte um Antwort, ob wir auf eine Nacht bei Ihnen bleiben können!“

Mit unsagbarer Geringschätzung klappte der „Goldene“ seine Augenbedel herunter und antwortete barsch: „Machen Sie, daß Sie fortkommen! Scheren Sie sich! Ich nehme Sie nicht auf!“ und flugs klappte er seine Augenbedel auf und blickte wieder ins Leere. — Die beiden jungen Leute standen über diese unhöfliche Antwort ganz verduftet, und der Ältere wollte schon eine scharfe Erwiderung geben, als der Jüngere, ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte: „Laß, Wilhelm, wir werden anderswo unterkommen!“ Und ohne den groben „Engel“ weiter zu beachten, schritten sie die Straße hinauf.

„Freches Pack, diese Studenten!“ knurrte der „Goldene“ ihnen



„Machen Sie, daß Sie fortkommen! Scheren Sie sich, ich nehme Sie nicht auf!“

ärgerlich nach. „Fällt mir gar nicht ein, mich von diesen leichtsinnigen Menschen düpiieren zu lassen; essen gut, trinken gut, und wenn's ans Bezahlen kommt, treiben sie Allotria!“ —

Fast eine Viertelstunde verrann im Selbstgespräch, als ein zweispänniger eleganter Wagen die Straße herabgerollt kam und vor dem Hotel anhielt. Jetzt erst gewahrte er, daß er sich in Hemdärmeln befand, und eilig wollte er sich zurückziehen, um sich anzukleiden, — aber schon war ein Herr dem Wagen entstiegen und ihm nachgeköllt.

„Sind die beiden Hoheiten bei Ihnen abgestiegen?“ rief dieser ihn an.

Man war die Neugierde des Reisenden auf das höchste kochend und er bat den freundlichen Herrn, ihm die Gelegenheit zu erzählen, welchem Wunsche dieser auch freiwillig entsprach.

Der einzigen Jahren um die Ferienzeit stand der „Goldene“ in weißen Weinkleidern, weißer Weste und Hemdärmeln an der Thüre seines Hotels; er mochte an seine himmlischen Kollegen denken, als zwei alte Herren Arm in Arm die Straße herabkamen. Sie waren, ihrem Aussehen nach zu urteilen, Studenten. Als sie beim „Goldenen Engel“ angelangt waren, blieben sie stehen.

„Ich bin von der großen Fustour milde, Heinrich,“



„Die beiden Hobeiten?“ fragte der „Goldene“, mit den Angendekeln zwinternd, „was für Hobeiten?“  
 „Nun,“ antwortete der andere ungeduldig, „Ihre königlichen Hobeiten, die Prinzen Wilhelm und Heinrich, welche vor einer halben Stunde hier angekommen sein müssen. Ich bin der Geheime Hofrat W. . . .“

„Wa — was?“ rief der „Goldene“ wie versteinert, indem er die Hemdärmel zu verbergen trachtete, „das wären zwei Prinzen gewesen, die Studenten?“

„Richtig! richtig! Nun, sind sie bei Ihnen abgestiegen?“ — „Heiliger Pfeiffernuzius! Jetzt geht mir ein Licht auf! Wilhelm und Heinrich nannten sie sich! Ja, jetzt ist's klar: zwei königliche Prinzen und ein Geheimer — und ich habe sie ihre Wege gehen heißen. O ich Regimentschefe! ich Generalstabsejel!“

„Wiel!“ fragte der Geheime Hofrat scharf, „Sie haben Ihre Hobeiten nicht aufgenommen?“

„Ich habe sie ja gar nicht erkannt!“ schrie der „Goldene“ verzweifelt. „Sie sind fort und jetzt hat sie wahrscheinlich der Waldecker Hof.“

Ohne etwas weiteres zu sagen, kehrte der Hofrat zum Wagen zurück und befahl kurz: „Zum Waldecker Hof!“ Der Wagen rollte davon und gleich darauf folgte ihm ein anderer mit einigen Dienern und einer großen dänischen Dogge.

Der „Goldene“ war der Verzweiflung nahe — er tobte und raste. Er, der große Patriot, hatte dem zukünftigen deutschen Kaiser und dessen Bruder den Eintritt in sein Haus verweigert!! Das war schrecklich, das war ein Verbrechen, ja Vaterlandsverrat, und wer weiß, was daraus noch alles entstehen konnte. Unter zwei Jahren Festung kam er nicht weg. — Soviel war ihm jedoch nach einiger Fassung klar, er mußte um Verzeihung bitten und die hohen Gäste womöglich noch für sein Hotel zu retten suchen! Wie toll rannte er ins Haus und rief: „Frau, meinen Frack! rasch — meine weißen Handschuhe, schnell! meinen neuen Cylinder, so schnell wie möglich!“

„Aber Mann!“ rief seine dicke Gehülftin, „du weißt doch, daß dein Frack beim Schneider ist!“

„Auch das noch!“ ächzte er, wütend auf den Boden stampfend, „dann soll mir Friedrich den seinen leihen!“

Der Kellner Friedrich, der fast um die Hälfte kleiner war als sein langer Gebieter, wollte Einspruch erheben. — „Den Frack her!“ schrie aber der „Goldene“ wie außer sich, indem er dem Kellner den Frack herabriss. „Ob zu klein oder zu groß — egal, wenn's mir ein Frack ist! Schnell meinen Cylinder! Wo sind meine weißen Handschuhe?“

„Hier! hier!“ rief seine Frau.

„Aber zum Henker, sie sind ja schmutzig!“  
 „Ich hab' sie nicht schmutzig gemacht!“ rief sie ihm schlagfertig zu. Das war allerdings wahr, aber er wurde dadurch nur noch wütender.

„Weib, bring mich nicht zum Wahnsinn!“ schrie er. „Die Kreide her! die Kreide! Ich kann doch mit diesen schmutzigen Handschuhen unmöglich zu den Prinzen gehen.“

„Wohin? zu den Prinzen?“ fragte sie erstaunt.

„Nun ja, zu den Prinzen, denen ich Unglücksrache den Eintritt versagt habe. Heiliger Gott, ich bin ein geschlagener Mann, wenn sie mir nicht verzeihen.“

„Aber so erzähle doch, was ist denn passiert?“

„Ach, da ist die Kreide!“ sagte er aufatmend, indem er Friedrich ein Stück Kreide aus der Hand nahm und die etwas grau-gelblich schimmernden Handschuhe, die er schon vorher angezogen hatte, weiß zu färben suchte, was ihm auch teilweise gelang; dann nahm er den ihm gereichten Cylinder und wollte sich eiligst entfernen.

„Mann,“ rief ihm seine Frau nach, „du hast ja den Frack verteidigt an.“



Der Goldene war froh, wenigstens den Hund gerettet zu haben.

Und richtig! die zwei Schwalbenschwänze hingen vorn. Argerlich und fluchend zog er den Frack richtig an und ließ sich befehlen davon. Es war ungemein komisch anzusehen, und die Leute blühten ihm lachend nach, als er mit den weißen Beinleidern und dem Frack, dessen Schöße über kaum den Rücken bedeckten und dessen Ärmel nicht über die Ellbogen gingen, die Straße hinter dem „Waldecker Hof“ zu lief. Und auch da sah er nicht glücklich aus. — Um die Ecke gehend, stolperte er und fiel in die Straßennrinne:

„Wie sahen da seine Hosen aus! Vor Aufregung und Wut mit den Zähnen knirschend, setzte er seinen Weg fort. — Kostete es, was es wollte, er mußte sich die Prinzen retten. Als er am „Waldecker Hof“ angelangt war, grüßte ihn der Hausknecht, der damit beschäftigt war, den Kaktien beim Abladen zu helfen, höflich an.

„Ach! sieh da,“ sagte er, „da kommt der „Goldene Engel“ mit dem kleinen Frack und dem Blek auf dem Hofe.“ Damit vertrat er ihm den Weg. „Holen Sie den Herrn „Goldener Engel“, Ihr müchtet wohl die Prinzen holen? Die Prinzen bleiben bei mir — verstanden?“

„habe sie jetzt — verstanden?“

Nicht umsonst war der „Goldene“ als starker Mann bekannt. Mit einer leichten Handbewegung schob er den Hausknecht beiseite und ruhte nicht eher, als



bei den Prinzen Eingang gefunden hatte. Leicht  
war's ihm nicht geworden. — Nun stand er vor den  
einen Hohen mit schlotternden Knien.

Verzeihung, königliche Hohen,“ begann er stotternd  
eine Rede, „ich mußte nicht — konnte nicht abnen, —  
ein Patriot mit Leib und Seele — keine Beleidigung,  
es nicht wieder geschehen!“

Er. Kgl. Hohen Prinz Wilhelm sprach nun, nach-  
dem er den „Goldenen“ in dessen komischem Aufzuge  
schon betrachtet hatte, in freundlichem Tone: „Be-  
schämigen Sie sich! Sie waren zwar ein wenig grob —  
Tausendmal Verzeihung,“ stöhnte der Wirt, „ich  
habe Ihre Hohen nur für Studenten und —“  
„Na, man kann auch gegen Studenten höflich sein,“  
sagte Prinz Heinrich dazwischen.

„Ganz gewiß!“ replicierte der „Goldene“ unter fort-  
währenden Bücklingen. „Ich wäre auch höflich gegen  
Studenten, wenn sie nicht so oft be — be —“ er suchte  
den richtigen Ausdruck.

„Nun, was be —?“ fragte Prinz Heinrich.  
„Besammeln!“ platte er heraus.

Die Prinzen brachen in ein fröhliches Gelächter aus.  
„Nun, besammeln hätten wir Sie gerade nicht!“  
sagte Prinz Heinrich.

„O, königliche —“ antwortete der „Goldene“ nach  
orten ringend, „von einer Hohen ließe man sich auch  
etwas —“ er verbederte sich immer mehr, und die  
Prinzen lachten immer stärker — „aber von Studenten,  
haben noch genug bei mir auf der Kreide. Jetzt,  
königliche Hohen, steht Ihnen mein ganzes Haus  
zur Verfügung.“

„Danke, danke, wir sind hier gut aufgehoben!“ an-  
twortete Prinz Wilhelm.

„Ich bin unglücklich, untröstlich, wenn niemand von  
Ihren Hohen mein Haus betritt!“ sagte der „Goldene“  
schluchzend.

„Nun, wenn Sie durchaus jemand haben wollen,“  
sagte Prinz Heinrich lachend dazwischen, indem er auf  
eine große dänische Dogge zeigte, „so nehmen Sie den  
Hund und bedienen Sie ihn gut.“

„Wohl!“ nickte Prinz Wilhelm freundlich, und damit  
die Audienz beendet. Der „Goldene“ war froh,  
während den Hund gerettet zu haben, und stolz trabte  
er mit demselben und dem ihn begleitenden Lakaien  
aus dem Hause zu, wo er ihn gütlich bewirtete. — „Und  
das ist, wie man in der Stadt sagt, der „Goldene  
Hund“ auf den Hund gekommen!“ schloß der alte Herr  
Erzählung.

Der verehrte Leser, welcher diese wahrhafte Geschichte  
glauben sollte, reise nach K . . . . und frage  
Lakaien die beiden Hausknechte nach dem besten  
Hof, und der vom „Waldeck Hof“ wird sagen:  
„Wir haben die beiden Prinzen logiert!“ und der  
„Goldene Engel“ wird dir geheimnisvoll zu-  
sagen: „Und wir haben sie nicht einmal gewollt.“

### Ein altes Rezept.

„Appetit“, zu deutsch „Eplust“, ist eine der angenehm-  
sten Gottesgaben, namentlich aber dann, wenn der liebe  
Gott dem Eplustigen eine gebratene Hammelsteule vor  
die Nase gesetzt hat. Gar nicht lustig aber ist die Eplust,  
wenn sie vor einem leeren Tische sitzt, und fast  
unlustiger geht es zu, wenn bei einem reich besetzten  
Tische der Appetit fehlt. Das erste ist eine Krankheit  
der Armen, das zweite eine Krankheit der Reichen, und  
beide sind deshalb neidisch aufeinander. Der reiche  
Schlemmer sitzt verdrossen an seiner mit Federbissen

besetzten Tafel und beneidet den Bettler um seinen  
Hunger, und der Bettler nagt an seiner harten Brot-  
rinde und beneidet seinen reichen Mitbürger um seine  
gespickte Speisekammer. „Der Hunger ist der beste  
Koch,“ sagt ein altes Sprichwort, aber etwas sollte  
dieser „beste Koch“ doch zu kochen haben. Einem armen  
Teufel seinen Heißhunger mit einem Kalbsbraten zu  
heilen, dieses Rezept ist den meisten Ärzten unbekannt,  
auch ist diese Arznei in keiner Apotheke zu haben; da-  
gegen sind die Verordnungen, einem reichen Schlemmer  
wieder zu dem verlorenen Appetit zu verhelfen, unzähl-  
bar, und das ist für die Herren Ärzte die einträg-  
lichste Praxis.

Da hat nun der Sinkende in einer alten Klosterchronik  
eine Geschichte gelesen, wie ein Doktor die Appetitlosig-  
keit kuriert hat, — es wäre schade, wenn sie ganz  
vergesseu würde, und könnte mancher heute noch etwas  
daraus lernen.

Die Geschichte ist, wie gesagt, schon ziemlich alt, denn  
der Doktor, der das Rezept verschrieben hat, hieß:

#### „Ulrich von Hutten“.

Er war nicht einmal Doktor der Medizin, sondern  
Doktor der „freien Kunst“ oder „Magister“, wie man  
damals sagte.

Er liegt schon viele Jahre, seit dem 29. August 1523,  
auf der Insel Ufnau im Zürichersee begraben, und war  
erst 36 Jahre alt, als er seine große Seele aushauchte.  
Wenn der Mann noch ein paar Jahrzehnte gelebt hätte!  
Er hat das stolze Sprüchlein: „Ich hab's gewagt“  
zu seinem Wahlpruch gemacht, und wären damals viele  
solcher Männer in Deutschland gewesen, die es auf seine  
Art „gewagt“ hätten, — wahrhaftig, Deutschland hätte  
schon Jahrzehnte früher gezeigt, welche gesunde Kraft  
in ihm liege.

Er war einer der mutigsten und genialsten Kämpfer  
für Erriingung geistiger Freiheit zu Anfang des 16.  
Jahrhunderts — ein Freund und Kampfgenosse Luthers  
und Sickingens —, aber auch nicht abhold einem  
Scherze, dem in jener Zeit allerdings ein großer Spiel-  
raum eingeräumt war.

Auf seinem Stammschloß Steckelberg am Main, zwei  
Meilen von Fulda gelegen, stand unser Ritter am  
Bogenfenster des Ahnenzales und blickte aufmerksam  
in die Gegend hinaus. Er hatte einen Knecht nach  
Fulda geschickt mit wichtigen Briefen. Thurn und  
Taxis waren damals noch nicht Reichspostmeister, und  
die Landesposten waren wenig zuverlässig. Hutten er-  
wartete ungeduldig die Rückkehr des Boten. Im Schloß-  
hofe hielt der Burgoogt des Ritters Pferd am Bügel.  
Es war gefaltet und gerüstet zum Austritt.

„Balthasar, ist der Hans noch nicht zurück?“  
„Im hintern Schloßhofe ist er seeben vom Pferde  
gestiegen,“ meldete der Vogt.

Fast gleichzeitig erschien der Erwartete in der Halle.  
„Den Brief abgegeben, Hans?“

„Ja wohl, Herr Ritter, in des Bürgermeisters eigene  
Hand. Er läßt danken und sendet seinen Gruß.“

„Sonst nichts Neues? Ist Sidingen in Fulda?  
Nicht? Auch unterwegs keinen seiner Leute getroffen?“

„Nein, Herr, die Straße ist leer. Nur der hoch-  
würdige Herr Abt von Fulda . . . .“

„Was ist's mit dem Abt?“ —

„Bei meiner Heimkehr,“ berichtete der Knecht, „über-  
holte ich die Klosterkarosse. Der Herr Abt mit zwei  
Mönchen zieht die Straße her, begleitet von zwei Be-  
rittenen, dem Klostervogt und einem Reifigen.“



Da lachte Hutten: „Der hochwürdige Herr ist vor-  
sichtig! Hast du ihn gesprochen?“  
„Er hat mich angerufen und gefragt, ob der Herr  
Ritter auf Stedelberg seien.“

„Ha, ha, ha! Hat Sehnsucht nach mir! Wird mich  
besuchen wollen! Da gebührt es sich, daß ich dem Hoch-  
würdigen entgegenreite. Balthasar,“ rief er in den Burg-  
hof hinunter, „wir bekommen liebe Gäste! Richte die  
Gaststube in dem Eckturm! — Auch Kurt soll jatteln.  
Kurt und Hans begleiten mich!“

Mit den lieben Gästen, für welche das vergitterte  
Turnzimmer bereitgehalten werden sollte, hatte es aber  
eine besondere Bewandnis. Hutten war kein Freund  
der Abte im allgemeinen, und von dem Abte von Fulda  
insbesondere. Als Hutten elf Jahre alt war, wurde er,  
auf Burethen des damaligen Abtes, für den geistlichen  
Stand bestimmt und in das Kloster zu Fulda gesteckt.

Der Abt gab sich red-  
lich Mühe, den Feuer-  
geist des hoffnungsvollen  
jungen Mannes zu zer-  
knicken und aus dem  
jungen Heißsporn einen  
bleichen Mönch zu ma-  
chen. Allein die Mönchs-  
kutte konnte dem jungen  
Hutten, der sich nach  
Schwert und Harnisch  
und nach Freiheit sehnte,  
nicht behagen, und nach-  
dem er fünf Jahre lang  
mit Kasteien, Fasten,  
Pitaneien und geiststöt-  
enden Übungen gepeinigt  
worden, brannte er durch  
und flüchtete nach Er-  
furt. Seitdem waren  
Jahre verflossen, aber er  
hatte es dem Kloster  
aufs Kerbholz geschrie-  
ben und gedachte es ihm  
gelegentlich heimzugeben.

In damaliger Zeit  
konnte man ein sehr  
ehrenwerter Ritter sein  
und doch das Faustrecht  
für eine ganz schöne,  
praktische und sogar ge-  
rechte Sache ansehen;  
auch gab es zu Beginn  
des 16. Jahrhunderts noch keine Schwurgerichte. Hätten  
auch einen schweren Stand gehabt, die Herren Ge-  
schworenen! Was hat der sehr ehrenwerte Ritter  
Göy von Verlichingen vor den kaiserlichen Ratsherren  
von Heilbronn gesagt, als sie ihn einstecken wollten,  
weil er Nürnberger Kaufleute auf der Landstraße  
überfallen und ausgeplündert hatte? „Wer kein unga-  
rischer Ochse ist, komme mir nicht zu nahe! Er soll von  
dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige  
bekommen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh  
der Erden aus dem Grunde kurieren soll!“

Freilich so schlimm hatte es Hutten mit dem Fuldaer  
Abte nicht vor, er wollte ihm nur einen kleinen Schaber-  
nach spielen, ein lustiges, harmloses Späßlein, wie man's  
damals genannt hätte. Und dem Zufall stellte er anheim,  
worin das Späßlein bestehen sollte.

Nach einer Stunde, da Hutten mit seinen Knechten  
seine Burg Stedelberg verlassen, bekam er bei einer

kurzen Wendung der Straße die Klosterkarosse zu Ge-  
sicht. Man schien ihn von dort auch bemerkt und  
erkannt zu haben, denn der Wagen machte plötzlich Halt.  
Der berittene Klostervogt sprach eifrig in den Wagen  
hinein und der Abt streckte den Kopf zum Wagenfenster  
heraus. Die Beobachtungen, die von der Klosterkarosse  
aus gemacht wurden, schienen aber nicht nach dem Ge-  
schmack der Insassen zu sein, denn der Wagen machte  
plötzlich Kehrum und fuhr in scharfem Trab zurück gegen  
Fulda zu. Die tapfern Begleiter und Beschützer des  
geistlichen Würdenträgers jagten davon und waren bald  
in dem nahen Gehölze verschwunden.

Auch Hutten gab seinem Pferde die Sporen und nach  
wenigen Minuten hatte er den Wagen eingeholt.

„Halt!“ donnerte er dem Kutscher zu, der vor Schreck  
fast von dem Bocke fiel. Aus dem Wagen vernahm  
man einen dreifachen Angstschrei, und unter dem Heulen  
erschien das feiste, re-  
Angst erlebte Gesicht  
des Abtes.

Der Ritter begrüßte  
grüßend sein befehltes  
Haupt bis auf den Scheitelknopf: „Keine Besor-  
nis, Hochwürden. Ich  
hörte von Eurer Klugheit  
und begte die Hoffnungen  
Ihr würdet Burg  
Stedelberg mit einem  
Besuche beehren. Ich  
bin ich Euch entgegen-  
geritten, um meinen hoch-  
würdigen Gast in schou-  
diger Ehrfurcht zu be-  
grüßen.“

Der Abt hatte sich  
seinem ersten Schreck  
erholt, während die beiden  
Mönche, seine Begleiter,  
sich beim Anblick des  
gefürchteten Ritters  
kreuzten.

„Der Ritter,“ sagte  
der Abt, und seine Stimme  
zitterte ein wenig. „Der  
Ritter, ich danke für  
freundliche Begrüßung  
und bitte, mich mein  
fortsetzen zu lassen.“

„Davon kann kein  
Rede sein! Ist alles auf Stedelberg schon bereit, so  
Gäste zu empfangen. Ubrigens,“ sagte der Ritter lächelnd  
hinzuzusetzen, „übrigens scheinen Hochwürden die Reise nach  
brechen zu wollen, da Ihr wieder auf dem Rücken  
nach Fulda begriffen seid?“

„Ja, richtig,“ stotterte der geistliche Herr in großer  
Verlegenheit, „ich habe etwas sehr Wichtiges vergessen  
und muß wohl selbst...“

„Ah, darum sind Eure reißigen Begleiter so  
davongeritten? Wohl, um das Vergessene zu holen.“

„Die schuftigen Halunken!“ murmelte der Abt.

„Beruhigt Euch,“ tröstete der Ritter, „die vergessene  
wichtige Sache wird der wackere Klostervogt schon abholen  
bringen. Hochwürden werden am besten thun, sich  
Rückkehr in meiner Burg abzuwarten.“

„Da könnte ich lange warten,“ dachte der geistliche  
Abt, aber mit etwas gezwungenem Lächeln lehnte er  
die Einladung ab: „Besten Dank, Herr Ritter, danke“



„Er hat mich angerufen und gefragt, ob der Herr Ritter auf Stedelberg seien.“



aber kann ich von Eurer Gastfreundschaft keinen Gebrauch machen, ich bin ein kranker Mann und im Begriffe, zur Wiederherstellung meiner zerrütteten Gesundheit in ein Bad zu reisen."

Gutten, mit einem etwas erstaunten Blick auf das Vollmondgesicht des Patienten, äußerte sein Bedauern: In der That, man sieht es Hochwürden an, daß Ihr erkrankt seid. Und wie heißt das Uebel, von dem Ihr erkrankt worden?"

"Ach," seufzte der Abt, „mir fehlt gänzlich der Appetit und ...“

Gützlich! Ein Abt ohne Appetit!"

„Und," fuhr der geistliche Herr fort, „und der Schlaf fehlt mich beinahe gänzlich!"

„Und bei Nacht?"

„Bei Tag und bei Nacht! Mir ist jede Lebensfreude erdorben! Mir und meinen zwei Begleitern, die an dem gleichen Uebel leiden."

Um den Mund des Ritters suchte ein leises Lächeln: „Hochwürden, das kommt von dem vielen Fasten und Kosten und von den nächtlichen Aufwachungen!"

Herr Ritter, das sind die Pflichten unseres heiligen Standes," erwiderte der Abt salbungsvoll.

„Und was sagen die Leute?"

„Ach!" seufzte der Patient, „die elenden Anstaltler! Ein Dutzend von ihnen haben mich schon in Behandlung gehabt! Aber alles umsonst! Das heißt ohne Erfolg, denn umsonst haben mich die Schufte nicht mißhandelt!"

„Ein Duzend Ärzte?"

„Ja, ein Duzend ist's, aber ehe sie mich in das Uebel befördert, haben sie alle zum Teufel ...“

„Ich will ich allen den Kaufpass gegeben. Jetzt will ich's auf meine Faust mit einer Badekur versuchen. Aber ich habe keine Hoffnung mehr, für mich giebt's kein Mittel ... alles ist vorbei!"

„Ach hochwürdiger Herr!" tröstete der Ritter, „verweilt nicht! Die Ärzte sind kostbare Pflücker, das weiß ich leider aus eigener Erfahrung, und eine teure Badekur wird auch nicht helfen. Ich aber kann Euch von meinen Leiden befreien. Ich habe vor meiner seligen Tante ein Mittel geerbt, das ist unfehlbar. Ihr sollt es erproben, nur muß es auf meiner Burg und unter einer Aufsicht geschehen, und ich stehe mit meiner Ritterehre für seine gute Wirkung. Wollet daher so freundlich sein, mich zu begleiten. In kurzer Zeit kann ich nur bezaubern!"

Das wollte aber dem geistlichen Herrn gar nicht einfallen. Von einem Ritter, der zwei Reislige mit sich führt, auf der Landstraße eingeladen zu werden, auf seiner Burg einzufahren, war in damaliger Zeit eine bedenkliche Sache, besonders bedenklich aber, wenn der Eingeladene,

wie der Herr Abt von Fulda, eine so reich gepackte Handtasche bei sich führte. Und zudem war Ritter Gutten nicht dafür bekannt, ein Freund des Fuldaer Klosters zu sein. Dem geängstigten Abte fielen verschiedene Landstrafengeschichten ein, die man sich von den Freunden Guttens, den ehrenfesten Rittern Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, erzählt, und die Einladung der „lieben Gäste" kam ihm sehr bedenklich vor. In der Angst seines Herzens suchte er von dem gastfreundlichen Ritter mit guter Manier loszukommen: „Herr Ritter, ich kann Eure Güte nicht annehmen, ich fürchte, Euch mit meinen beiden Begleitern zu belästigen, und zudem habe ich doch einiges Vertrauen zu dem Bade. Sollte es nicht helfen, so werden wir nicht ermangeln, bei der Rückreise auf der gastfreundlichen Burg Stedelberg vorzusprechen und ...“

Der Herr Abt konnte seine Angstrede nicht vollenden. Unser Ritter fuhr zornig auf: „Hochwürden, das duldet meine Ritterehre nicht. Mein Mittel ist unfehlbar,

und ich betrachte es als eine Beleidigung, wenn Ihr daran zweifelt. Das lasse ich meiner seligen Ruhme im Grabe nicht nachsagen. Kurt und Hans, steigt ab und wendet den Wagen, der Herr Abt begleitet mich auf Stedelberg."

Der geistliche Herr sah keinen Ausweg mehr, er mußte sich fügen. Doch machte er noch einen Versuch zugunsten der Goldgulden in seiner Handtasche: „So sei es denn! Ich nehme Eure freundliche Einladung an, Herr Ritter. Oh, ich zweifle ja nicht an dem Mittel Eurer seligen Ruhme und muß in der That recht dankbar sein, daß Ihr mir das teure Bad erspart. Mein Kloster ist arm, wie Ihr wisst, und ich habe das Geld für die Badekosten bis jetzt nicht erschwungen können. Es wird mir hoffentlich nachgehendet werden. Bei mir habe ich gar nichts. Ha, ha, ha! ich bin so arm wie eine Kirchenmaus."

Gutten lachte: „Für die Beche laffet mich sorgen, Herr Abt, Ihr werdet zufrieden sein."

„Nehmet fürlich, hochwürdiger Herr!"

Auf dem Stedelberg angekommen, führte der Ritter seinen Gast in ein hübsch eingerichtetes Turmzimmer: „Nehmet fürlich, hochwürdiger Herr! Ich wage es nicht, Euch bei Eurem kranken Magen eine Erfrischung anzubieten; zudem ist heute Freitag, ein gebotener Fasttag. Doch wie ich sehe, schleppt Ihr Euch noch immer mit Eurer schweren Handtasche; erlaubet, daß ich ...“

„Schwere Handtasche?" erwiderte der Abt und versuchte zu lächeln; „sie ist gar nicht schwer: mein Brevier und einige geistliche Erbauungsbücher, meine steten Begleiter!"

„Natürlich, ein so frommer Herr," erwiderte Gutten und warf einen scharfen Blick nach der Tasche. „Nun, so lasse ich Euch denn jetzt mit Euren Erbauungsbüchern



„Nehmet fürlich, hochwürdiger Herr!"



allein! Macht es Euch bequem, hochwürdiger Herr! Mich rufen Geschäfte."

Nachdem der Ritter sich entfernt hatte, ließ der Abt seine Tasche auf den Boden fallen. Sie mußte gewichtige Bücher enthalten, denn es gab einen tüchtigen Pumpsfer und einen sonderbaren Klang, der sonst geistlichen Büchern nicht eigen zu sein pflegt. Und nun sah sich der geistliche Herr in seinem Gastzimmer etwas näher um. Ein wohlvergittertes Fenster gab ihm die beruhigende Überzeugung, daß kein Störenfried von außen seine Andacht stören werde, und so besorgt war Hutten um die Ruhe und Sicherheit seines Gastes, daß er auch die Thüre des Zimmers von außen abschloß und verriegelte. Der Herr Abt schien sich aber über diese umfassenden Sicherheitsmaßregeln nicht recht erfreuen zu können und er konnte sich's nicht verhehlen, er befand sich in der gleichen Lage wie eine Maus in der Falle.

Ein Klagegeheul weckte ihn aus seinen nichts weniger als angenehmen Betrachtungen. Durch das Gitter seines Fensters sah er, wie in einem gegenüberliegenden Schuppen seine beiden Begleiter etwas unsanft in ein Kämmerlein zu ebener Erde befördert wurden. Es schien so eine Art Hühnerstall zu sein, denn der geöffneten Thüre entzog eine Schar Hühner mit großem Geschrei. Der Stall war ebenfalls vergittert. Der Herr Abt mußte unwillkürlich lächeln, als er sah, wie seine Konfratres Bodsprünge machten, um sich den Fäusten ihrer Gastfreunde zu entziehen.

Ein anderer Anblick stimmte ihn jedoch wieder ernst: Hutten war eben zu Pferde gestiegen und grüßte, freundlich mit der Hand winkend, zum Fenster hinauf, dann verließ er mit seinen beiden Knechten den Burghof.

„Der Halunke lacht und ich sitze in der Halle,“ murmelte der Abt. „Hol ihn der . . .“

Der Gefangene — denn daß er dieses war, konnte er sich nicht mehr verhehlen — that das Geheißeste, was er in solcher Lage thun konnte: als frommer Mann betrachtete er es als eine Schickung des Himmels, wofür er einst jenseits belohnt zu werden hoffte, und beschloß, das Kommende in Geduld abzuwarten. Daß die Zeit des Mittagessens vorüberging, ohne daß er zur Tafel eingeladen wurde, regte ihn nicht besonders auf, das war ja sein Leiden, Mangel an Appetit, und er hätte doch nichts genießen können. Als aber auch der Abend vorüberging, ohne daß Hutten zurückkehrte, da wurde es ihm doch unheimlich, und erschöpft durch die Aufregungen des Tages warf er sich auf das Bett und schloß die Augen. Als er morgens erwachte, schien bereits die Sonne in sein Gemach und zeichnete den Schatten seines Fenstergitters auf dem Fußboden ab. Der Abt rieb sich die Augen und blickte erstaunt um sich, und es dauerte eine Zeitlang, bis er über seine Lage klar war. Diese Klarheit wirkte aber so betrübend, daß er sogar das vorgeschriebene Morgen- gebet vergaß. Das aber mußte er sich zu seinem Erstaunen gestehen, daß er seit lange nicht so gut geschlafen habe, und selbst eine schwache Regung von Appetit glaubte er zu verspüren, und der Gedanke an ein Frühstück tauchte bei ihm auf, ohne daß sein kranker Magen sich darob entsetzt hätte. Da er auf Siedelberg keine Messe zu lesen hatte, was bekanntlich nüchtern geschehen muß, so hätte er sich mit dem Anblick eines reichlichen Frühstücks sogar befreunden können. Doch diese Versuchung sollte ihm erspart werden, denn von einem Frühstück zeigte sich keine Spur, dagegen drang aus dem Hofe ein eigentümliches Geheul an sein Ohr. Die beiden Mönche

im Hühnerstalle, deren Mägen nur aus geblühender Rücksicht auf ihren kranken Vorgesetzten auch etwas krank waren, stimmten, um das vergeßene Frühstück zu vergeßen, einen erbärmlichen Klagegesang an, welchem ein halbes Duzend Hofhunde mit lautem Geheul sekundirte, ein „Hoffonzert“, daß der Abt, der doch durch den Chorgefang in seinem Kloster nicht sehr verwöhnt war, sich die Ohren zubalzen mußte. Aber auch diese musikalische Aufführung nahm ein Ende. Die Hunde schwiegen zuerst und stürzten sich auf das Fressen, das ein Knecht ihnen zum Frühstück vorwarf, und die Mönche schwiegen schließlich aus Erschöpfung und betrachteten mit neidischen Blicken die Bissen, um welche die Hunde sich balzten. Und die Zeit verging. Die Burg schien wie ausgestorben, alles still, kein Schritt ließ sich hören, kein Rauch ließ sich sehen. Die Hunde lagen faul in der Sonne und besorgten das Geschäft der Verdauung; die Mönche die nichts zu verdauen hatten, griffen in ihrer Verzweiflung zu ihren Brevieren. Jeder hatte zwar auf dem Brevier einen Pfropfenüberliegenden Schutzack, dieses nützliche Instrument hatte gegenwärtig keinen Zweck. Der Mittag kam und ging vorüber und der Abt verspürte zum erstenmal wieder seit langer Zeit Hunger, einen wirklichen Hunger. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn dieses angenehme Gefühl in seinem Kloster über ihn gekommen wäre. Es gehörte nicht für den würdigen Herrn kein großer Scharfbild davon zu um die unangenehme Überzeugung zu gewinnen, daß er der ruchlose Hutten beabsichtige, ihn tüchtig fassen zu lassen. Das geheimnisvolle Mittel der seligen Mutter schien ihm lediglich in einer Hungertur zu bestehen. „Das hätte ich daheim bequemer und — wohlthäter haben können,“ murmelte der Abt. „Der Halunke wird mir eine so schöne Fehde machen. Oder sollte der Schuft mich gar wegnemen und hungern lassen wollen?“ Ähnliche Befürchtungen ließen seine Leidensgefährten zu hegen, denn aus dem Hühnerstall erschallte wieder ein gräßliches Jammergeheul, das auch die Hunde wieder pflichtgemäß einstimmten. Da war das nicht Hühnerschlag, der zwischenhinein das Geheul des Abtes erreichte? Er stürzte ans Fenster. Nichts war der Ritter mit seinen Knechten ritt soden in den Burghof. „Ruhig, ihr Knecht!“ donnerte dieser den Lärm. Man konnte im Zweifel sein, ob er seinem Gruf die Hunde oder die heulenden Mönche grüßte er nun wieder freundlich. Und jetzt! „Wahnsinnig, ich rieche etwas!“ murmelte der Abt. „Hier in der Nähe wird etwas gelodet! Nichtig, meine Bekannten hören auf zu heulen! Das riecht nach einem Braten! Ah!“ Mit unendlichem Behagen sog seine Nase den würzigen Duft ein. „Es ist eine Fischbraten Unten am Gitter des Hühnerstalles erblickte er zwei Mönchsnasen, die sich ebenfalls der gleichen angenehmen Beschäftigung hingaben, den Braten zu riechen. Aber wenn die drei Leidensgefährten auch viel erschnüffelten, als möglich war, nahrhaft war doch nicht. Ein Bratenduft ohne Gold — das erste macht nicht reich und das andere macht nicht reich. Mit dem Wohlsein dieser unwiderlegbaren Thatsache warf sich der arme Abt, den Braten in der Nase und in der Begleitung eines riesigen Hungers wieder auf sein Bett um im Schlafe Vergessenheit zu suchen. Doch der Fischbraten konnte er selbst im Schlafe nicht vergeßen. Dieser hatte sich mit einer riesigen, blauespitzigen Forelle verschworen, den hungernnden Schläfer in seine zweiflung zu bringen. Sie tanzten vor seiner Nase.“



herum und der Herr Abt schnarchte die Musik dazu. Im Traume aber erschien ihm sein eigenes Schnarchen als das Gelingen eines gebratenen Wildschweinkopfes. Er mußte sich jeden Augenblick den Mund wischen, weil ihm der geträumte Braten saft überströmte. Endlich konnte er es nicht mehr länger aushalten, und eben war er im Begriffe, sich auf die tanzende Forelle zu stürzen, da erwachte er, und seine Traumbilder zerfielen in dem Glanz der Sonne, der sein Gemach überflutete, und ließen ihm nichts zurück als einen gemäßigten Hunger, der sich im Laufe der Nacht bis ins Unerträgliche gesteigert hatte. Alles mäusehinstill; selbst aus dem Hühnerstall ließ sich kein Laut vernehmen.

„Sollten die armen Kerls bereits verhungert sein?“ dachte er und trat ans Fenster: „He, Pater Benedikt, lebt Ihr noch?“ Hinter dem Gitter erschienen die Köpfe der beiden Mönche: „Ja wohl, Hochwürden!“ Der Abt traute seinen Augen kaum, denn die Kerls ließen sich's schmecken.

„Der Ritter ist wieder zurück? Ihr habt ja Euer Frühstück, wie es scheint?“

„Nein, Hochwürden,“ sagte der Pater Ambrosius,

„ich glaube, der liebe Gott verhungern. Wir haben in dem Stall ein Hühnerstall entdeckt mit zwanzig Eiern, die uns der Himmel durch eine gehobene Heine gesandt!“ Und zur Bestätigung dieser Entdeckung flog eine Handvoll Eier durch das Fenstergitter in den Hof.

Der Abt sank mit einem Seufzer in seinen Armsessel zurück: „Die Weltlichen! Was gäbe ich jetzt für ein paar Eier! Freilich, Straußener müßten es sein.“

Doch die Not des gewöhnlichen Herrn schien sich ihrem Ende nahen zu wollen. Zwei Stunden später wurde er aus seinem Hinbrüten durch das Rasseln der Schösser und Riegel geweckt und Hutten trat mit freundlichem Grusse in das Gemach, gefolgt von seinem Knechte Kurt, der einen Pokal mit einer dampfenden Flüssigkeit trug. Verzeiht, hochwürdiger Herr, daß ich Euch jetzt erst heimluche; allein, wenn der Gewürztrank meiner seligen Ruhme recht wirken soll, so muß der Patient sich einer kleinen Vorkur unterziehen, mit Fasten und stiller Betrachtung. Ihr seid doch nicht gestört worden in Eurer Ruhe?“

„Herr Ritter“ erwiderte der Abt, „daß ich nicht gestört wurde, dafür habt Ihr redlich gesorgt. Nicht eine Maus hat sich gerührt, sie wäre auch wahrscheinlich verhungert. Jetzt aber laßt des Scherzes genug sein. Den Trank Eurer seligen Ruhme bedarf ich nicht mehr. Die kräftige Luft auf Eurer Burg hat mich so sehr gestärkt, daß meine Leiden in das Gegenteil umgeschlagen sind. Ich schlafe wie ein Murmeltier und habe einen Varenhunger!“

„Bravo!“ sagte der Ritter, „die Vorbedingungen waren erfüllt, jetzt noch den Trank, damit kein Rückfall zu befürchten ist. Er besteht aus den feinsten

Gewürzen, die ich mit manchem Goldgulden bezahlen mußte. Er wird Euch angenehm erwärmen und in ein kleines Schläschen entlullen, nach welchem ich Euch zum Mittagmahle abholen werde. Die beiden würdigen Fratres da unten haben bereits jeder einen Becher geleert. Man kann sie bereits schnarchen hören!“

Der Abt warf einen bedenklichen Blick nach dem Pokale; er hatte eine nicht nur für Weibrauch, sondern auch für irdische Wohlgerüche eingeeilte Nase, und der Duft, der dem Pokale entstieg, schien ihm angenehme Erinnerungen zu erwecken. Doch, wenn ihn auch noch Zweifel beschlichen hätten, die Aussicht auf die versprochene Mahlzeit gab den Ausschlag, mit kühnem Entschlus setzte er den Becher an den Mund und trank ihn leer. Mit einem Seufzer des Behagens sank er in seinen Armsessel zurück.

Eine Stunde später saß Hutten mit seinen Gästen an der festlich geschmückten Tafel. Die beiden Mönche mit noch gelben Lippen, von ihrem Eierfrühstück her, der Abt mit strahlenden Augen, denn die lustigen Gestalten seines Traumes, sie lagen vor ihm in geniesbarer Wirklichkeit, der Hirschbraten, die Riesenforelle und der wilde Schweinskopf. Beim Anblick dieser Herrlichkeiten hatte der Abt aus seinem großen Vorrat von Tischgebeten das kürzeste ausgewählt. Bei Tisch wurde wenig gesprochen und das Wenige wurde überhäubt von den klappernden Messern und Gabeln, mit denen die Mönche wütende Angriffe auf die duftenden Braten machten, und die Angriffe wurden nur unterbrochen, um die Becher zu leeren, die von dem dienstbereiten Hans stets wieder gefüllt wurden.



„Ja, ja, ich sehe, die Kur meiner seligen Ruhme hat herrlich angeschlagen.“

Endlich ließ der Herr Abt erschöpft die Gabel sinken und seufzte: „Ich kann nicht mehr.“

Der Ritter lächelte: „Ja, ja, ich sehe, die Kur meiner seligen Ruhme hat herrlich angeschlagen. Was ich versprochen, habe ich gehalten, und die Kosten für das Bad habt Ihr gespart.“

Bei der Erwähnung der „Kosten“ beschlich den Abt das unangenehme Gefühl, als sei sein Abenteuer noch nicht ganz beendet, und er wünschte sich sobald wie möglich der Gewalt seines gefährlichen Gastfreundes zu entziehen. Er erhob sich etwas schwerfällig und stammelte seinen Dank, mit der Bitte, seinen Wagen zur Heimfahrt bereithalten zu lassen. „Für Eure Mü — mühe, Herr Ritter, sollte ihre Seele noch im Fegfeuer schma — schmachten, werde ich aus Dankbarkeit eine Me — messe lesen.“

„Unnötige Mühe, Herr Abt,“ erwiderte Hutten, „das Verdienst, einem so würdigen Herrn wieder zu dem verlorenen Appetit verholfen zu haben, wird ihr so hoch angerechnet werden, daß sie ohne Zweifel jetzt schon im Paradiese weilt, wo Ihr hoffentlich noch lange nicht ihre persönliche Bekanntschaft machen werdet. Doch ehe Ihr mich verlaßt, hätte ich — noch eine Kleinigkeit —“



„Aha, jetzt kommt's,“ dachte der Abt. Er war auf einmal wieder nüchtern geworden und ahnte, daß er nicht ungerupft durchkommen werde. Er zwang sich zu einem unbefangenen Lächeln: „Eine Bitte, Herr Ritter! Ich verstehe. Natürlich! hm, hm! Die Kosten für Eure Auslagen und Bemühung! Bin gerne bereit, soweit meine geringen Mittel —! hm!“

„Wo denket Ihr hin?“ rief Gutten entrüstet, „für meine Gastfreundschaft wollet Ihr mich bezahlen? Nicht einen Heller! Eine solche Beleidigung!“

Der geängstigte Herr atmete wieder auf und versicherte den Ritter, daß ihm nichts fernere liege, als ihn beleidigen zu wollen. „So nehmet denn nochmals meinen Dank und laffet mich in Frieden ziehen!“

„Hochwürden, Eure Karosse steht bereit! Und so gehabt Euch wohl! Doch noch einen Augenblick! Euch ist bekannt, daß eine Anzahl wackerer Männer, Dr. Martin Luther, Franz von Sickingen und andere — der Abt sank in seinen Sessel zurück — „und andere, ich zähle mich auch dazu, die Herkulesarbeit unternommen haben, einen Augiasstall zu misten. Ich will Euren wohlgepflegten Händen nicht zumuten, sich an dieser etwas unreinlichen Arbeit thatsächlich zu beteiligen“ — der entsetzte Abt bekreuzte sich — „aber, Hochwürden, eine freiwillige Beisteuer aus Eurer mit Erbarmungsblüthen gefüllten Handtasche würde Euch bei Mit- und Nachwelt zu hohem Ruhme gereichen.“ Der Abt fuhr entsetzt wieder von seinem Stuhle auf und die beiden Mönche verschwanden unter dem Tische, ihren Vorgesetzten im Zweifel lassend, ob der Schreck vor Luther und Sickingen, oder ob der Wein sie hinuntergeworfen. Als der geistliche Herr sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, erhob er wie beschwörend die Hände und versicherte auf das feierlichste, er sei durchaus nicht ruhmstüchtig, glaube aber die Gelegenheit benutzen zu sollen zu einer eindringlichen Mahnung, den Weg zu verlassen, der unfehlbar zur Hölle führen müsse.

Allein Gutten war ein hartgesottener Sünder: „Bemühet Euch nicht, Hochwürden. Wenn es eine Sünde ist, was ich unternehme, so wird mich ein Ablasszettel Eures Amtsbruders Tezel von allen Sünden reinigen. Ein freiwilliger Beitrag von 200 Goldgulden für eine gute Sache wird zwar Euer Handtasche etwas erleichtern, dagegen aber Euer Gewissen nicht allzusehr beschweren. Ubrigens kann Freund Tezel mit einem kleinen Ablasszettel auch Euer Gewissen von dieser Last befreien.“

Herr Gutten hatte das Wort „freiwillig“, mit einem Blick auf die Handtasche, so stark betont, daß der Abt einsah, um den Rest seiner „Erbarmungsbücher“ zu retten, müsse er das Opfer bringen, und mit einem Seufzer zählte der Abt von Fulda 200 Goldgulden für die „gute Sache“ auf den Tisch.

Gutten dankte herzlich für den freiwilligen Beitrag und verabschiedete sich von seinen Gästen mit dem Wunsche, daß die Kur seiner seligen Ruhme bei Sr. Hochwürden nachhaltig wirken möge.

Und die Kur hat in der That nachhaltig gewirkt, wie in der Chronik des Klosters Fulda zu lesen, und nicht einmal der Gedanke an seinen freiwilligen Beitrag für eine gute Sache war imstande, dem Herrn Abte seinen wiedergewonnenen Appetit zu verderben.

**Kätsel.**

Es ist ein gewaltig Werkzeug in mächtiger hoher Hand; Wende ein e in r und es wird ein Gebieter erkannt.

W R D — W R D

**Das Schneemannl.**  
Erzählung von Alois Weis.

Erstes Kapitel.



in Winter in diesen Alpengebieten ist so warm und herrlich, daß man schon vieles darüber berichtet. Auch die meistverhassten Pinselwaler haben es versucht, dessen Herrlichkeiten den kunstfertigen Pulstern vor Augen zu führen. Was ist aber dies alles gegen die Wirklichkeit! Ein schwaches Konterfei, welches Geist oder geistige

Künstlerhand schuf — weiter nichts, gegen den Anblick der riesigen Bergwelt in blendendem Schneeleid und brillantem Eisschmuck.

Es ist ein stiller Winkel, so recht tief drinnen in den Bergen und tüchtig verschneit, zu welchem uns nun der Leser folgen möge, — im herrlichen Kärnthnerlande — Treten wir in die Wirtsstube der kleinen Dorfchenke ein. Willkommen, anheimelnde Wärme strömt uns entgegen und freundliche Gesichter von alt und jung grüßen uns und ziehen uns an. Alles ist heiterer Stimmung da hinten in der traulichen Ecke am großen Ofentisch. Nur die Kellnerin ist es nicht, aber das festelt uns durch ihre Schönheit und Gestalt. Ein weiches, mütterlicher Hauch liegt auf dem zarten Antlitz; lange schwarze Wimpern beschatten ein seelenvolles dunkelblaues Augenpaar und heben nicht wenig den Reiz und die Anmut der ganzen Erscheinung.

Am Ofentisch ging's munter her. Um einen alten Förster, dessen Gesicht uns jenes gesunde Rot zeigt, das wir bei alten Leuten so gerne wahrnehmen, war eine halbe, männliche Dorfbewohnerschaft beisammen. Er hörte zu und lachte über die Stücklein, die der Graubart zu erzählen wußte. Der alte Jäger gerne gesehen in der Schenke. Er war noch rüstig wohltauf. Das Silberhaar ließ zwar auf hohes Alter schließen, doch sein Geist ist noch frisch und regt ihm weder die Kanne roten Wines zu mächtig, noch der Tabak im kurzen Holzpfeschen zu stark. Er quälte mit den übrigen Gästen um die Wette und trank manchen Purtschen zu schanden. Es war gegen Abend die Wanduhr, in die rauchige Wand eingelassen, schlug eben 4 Uhr und drüben am Kirchturm wiederholte sich die vier Schläge, worauf eines Wäldleins Laute durchs Thal weiter drangen.

„Jetzt wird zum Rosenkranz g'läutet,“ sprach gütig einer der Gäste, ohne Lust zu zeigen, dem alten anzuhören. Des Jägers Erzählungen und Schmarren waren ihm, schien es, interessanter.

„Der Pfleger kommt heut!“ meint jetzt der mit wichtiger Miene. „Der Pfleger schenkt mir die Ehr!“

„Was, der Pfleger kum?“ riefen alle erstaunt.



möglich! Das wär' ja wunderlicher noch, als wenn er Förster a mal in die Kirchen thät' gehen!" fuhr er junger Bursche weiter. "Was ist denn da Besondere's heut? Ist sein Tag? Wie viele Jahrl'n ist er wohl nimmer ins Wirtshaus 'kommen! Oder hat ihn wer erbet, den traurigen Menschen?"

"Vergeht! Ja, das wird's wohl sein!" fiel jetzt mit einer Laßstimme der Förster herein, und auf die Kellnerin deutend und dabei mit den Augen zwinkernd, schien er das große Rätsel gelöst zu haben, weshalb heute der Pfleger käme, denn alle nickten stumm oder stimmten ihm halbblaut bei. Sie hatten ihn alle verstanden, nur die Kellnerin mußte es nicht bemerkt haben, aber in einem Grad noch bleicher wurde sie, als vom Kommen des Pflegers gesprochen wurde. Es kam ihr gelegen, sich ein paar Bursche eintragen; sie konnte sich entsetzen, den Wein für die neuen Gäste aus dem Keller holen.

Man sah die Thüre hinter ihr zu, so wurde es lebhafter am Ofentisch und der Förster war's, der den Wirt sagte: "Wirt! wie kommst denn dazu, die Bergmanns keine Nachbarin, als Kellnerin zu nehmen? — Allen erpöckelt für das Leut sonst, aber als Kellnerin paßt sie so wenig, die junge Witib, als ich zu einem Klosterwunder!"

"Das ist wahr! Der Förster hat recht!" stimmte ihm jetzt alles bei, während der Wirt etwas näher zu den Gästen herankam.

"Anshelken, Förster! Anshelken thut sie nur für die Feind! — Die Feind hat außs Gericht hinaus müssen wegen einer Verlassenschaftsgeschicht'. Ein altes Vafel hat ihr an alten Kumpelkaffen und a' brochenes Spinnweben vermachet. Morgen kommt sie schon wieder, die alte, verlassene Feind!" erklärte der Wirt und befriedigte somit alle die da waren.

"Das ist was andres!" meinte der Förster. "Aber die Feind ist sonst eine ordentliche Person, die Lisi, die ist schon wie a' Bildl!"

"Das ist sie!" pflichtete der Wirt bei. "A richtiges Bildl ist sie und a' freuzbrave Nachbarin, das sag' ich allemal, die Lisi ist so seltsam eineswegs. Es ist doch schon fünf Jahr, den Tag an dem sie sich's, daß ihr Mann drüben an der Kirchengelerten verunglückt ist. Und nit kann's ihn aus dem Kopf bringen und heiraten thut sie nimmer, hat gelagt, und wenn a' Prinz kommen thät'."

Sie haben gut gelebt miteinander, der Bergmann und die Lisi, das ist wohl wahr!" entgegnete der Förster, "aber die lange Zeit so traurig und allein zu sein, immer weiter hineinkommen und weiter werden, ist denn doch nit das richtige. Sie hat auch ein Kind, dö's soll sie bedenken! Und was schon für schöne Antrüg' gemacht worden sind. Der Posthalter von Perchenbrunn drauß'n hat fünf hundert Gulden zusammengehobt wegen der bid'saubern Witib, so oft er bergfahren 'kommen, und nit hat sie ihn mögen. Der Förster von Grünthal ist völlig narrißch worden, hat sich ins slowakische Revier verjetzen lassen, weil ihn abgewiesen hat; — und nun erbt der Pfleger, Naubenstein, mit sein'm Geld und sein Hof, der keine ruhige Stund' mehr, seit die Bergmanns Lisi nit ist worden. Und 4 Jahr' kömmt sie jetzt schon herin sein, wenn's keine so eigenen Ideen hätt', das seltsame Leut'."

"Ja, eigene Ideen!" murmelte der ganze Tisch und der Förster fuhr weiter: "Würden gut zusammenpassen, Naubenstein und sie. Gleich heilig und fromm, ach traurig und still. Die Lisi ist traurig wegen dem frühgestorbenen Mann, und er, weil sie ihn nit

heiraten will. Ja, er hat noch weniger Aussicht wie die Schneemannin, die drauß'n die Kinder zum Aufbauen anfangen!" schloß er lachend und wies nach dem Fenster. "Seltsame Ideen!" wurde am Tische wiederholt und der Wirt rief: "Pfi!" und machte eine wichtige Miene, sich noch näher an die Gäste drängend. Die Gesellschaft rückte näher und steckte die Köpfe zusammen und hörte nun aufmerksam zu.

"Mit a mal eine Hilf' in Geld oder sonst etwas nimmt die Bergmannin vom Pfleger, so oft sie schon in Not 'kommen ist und so gern er ihr ausgeholfen hätt'. Und das viele Geld, das der gewiß gute Mann ihrem Bütabel, dem Johannes, giebt, das verwendet sie nit; — sie rührt es nit einmal mit den Fingern an. Der Hansel muß es in eine Büchse legen und dort liegt es unangerührt, völlig wertlos seit fast 5 Jahren nach und nach darin. Und wißt ihr's, was die Lisi neulich zum Herrn Vikar drüben gesagt haben sollt'? Sie hat dem Herrn verzählt: ihr Mann, der Flori, wär' nit verunglückt; das geh' ihr nit aus dem Kopf! Ihr Mann, hat sie gesagt, der ist — — —"

Da kam Lisi, die Aushilfskellnerin, die wir nun aus dem Gespräch der Gäste bereits etwas näher kennen lernten, in die Stube. Die lauschenden Köpfe fuhren auseinander und plauderten über gleichgültige Dinge weiter.

Der Förster hatte eben seine Kanne geleert; freundlich forderte er eine neue Füllung von der schönen, armen Witwe, die zur Aushilfe einschunkte.

Kaum war sie gegangen, flüsterte der Wirt wieder sein "Pfi!" und die Gesellschaft war Aug' und Ohr für den Geheimnisträmer über die schöne Nachbarin. "Es wird euch allen ein Licht aufgegangen sein, warum heut nach dem Rosenkranz, den er nit zu versäumen gewohnt ist, der Pfleger noch kommt. Er wird von irgend einem Ratschmirl schon 'raus'kriegt haben, daß die Bergmanns Lisi heut bei mir aushilft, und ihr werdet sehen, daß es ihm da nit darauf s'tamm'geht auf a' zehn Seidel Adelsberger oder Böstlauer Ausstich. Und dennoch kriegt er sie nit zum Weib, da weilt' ich meinen Kopf, Peutel. Sie hätt' ihn ja schon vor dem Flori heiraten können und hat den armen Buben dem reichen Pfleger vorgezogen. Sie nimmt ihn nit, werdet es sehen, denn die Witib hat gar späßige Ideen im Kopf, — sie glaubt fest, daß ihr Mann nit eines natürlichen Todes gestorben, sie will nit heiraten, bis der Mörder ihres —"

Lisi kam mit dem Wein aus dem Keller. Die geheimnisvolle Mitteilung ward abermals unterbrochen und der Förster verstand es, die Unterhaltung schnell wieder ins offene, lustige Geleise überzulenten.

Nachdem er ein paar wackere Proben Jägerlatein zum besten gegeben hatte, über die alles herzlich lachte, that er einen kräftigen Zug aus der frischgefüllten Kanne, setzte sie mit Wohlbehagen auf den Tisch und schnalzte laut mit der weinkundigen Zunge.

"Den laß ich mir gefallen, Wirt!" rief er fröhlich, "der thut einem alten Jägerblut wohl. Und meinethalben mag's Winter bleiben, solange dir 's Buchenholz nit zu End' geht und dies Tröpfel Wein im Keller nit gar wird! Es soll nur kalt sein drauß'n, der Teufel da von einem Adelsberger macht schon warm!"

"Nimmer lang, Herr Förster! Nimmer lang wird's kalt!" unterbrach ihn höflich und wichtig der Dorfbarer, der an der obern Ecke des Tisches sein Seidel Grinzinger trank. "s Barometer ist gestiegen, morgen taut's so gewiß, als ich Isidor Schabmaier heiße!"

"Ah was!" riefen mehrere Gäste zugleich. "Der Barometer lügt wie die Jager und der italienische Maler, der beim Wirt alleweil logiert."



„Müß' schön bitten!“ fiel ihnen der Förster in die Rede. „Wir Jäger lügen nie; oder habt ihr mich schon einmal lügen sehen?“ fragte er und lachte selber dazu.

„Lügen sehen noch nit!“ sprachen sämtliche zugleich, „aber lügen hören schon oft!“ und alles lachte und der Förster mit.

Und mit dem Italiener, mit dem Herrn Marcell, meinem Gast, ist es auch nit so schlimm!“ nahm der Wirt jetzt das Wort. „Der Maler kann sich halt deutsch noch nit so gut ausdrücken, und sonst ist es a feschler Kampel, und die Bergmanns Listi und ihren hübschen Buben, den Hansl, hat er gemalt, als wenn sie lebendig vor einem stünden.“

„'s letzte ist wahr! Alle Achtung für seine Kunst!“ sprachen die meisten.

„Und freundi' und nit stolz ist er auch mit jedermann; aber 's Lügen kann er so wenig lassen wie der Wirt 's Britscheln im Keller!“ meinte der Dorfbader.

Dies gab wieder Stoff zum Lachen und Reden, und lustig ging's weiter und der Wein that das Seine und

boßhaften Bader am meisten Lügen. Er wankte unsicher an das nächste Tischchen hinüber, als er von dort einen Span zum Pfeifenanzünden holte.

„Darf schon wirklich einmal britscheln!“ spöttelte der dicke kleine Wirt, „sonst schneidet

uns morgen der Schabmaier die Gurgeln ab. Schaut ihn nur zu, wie er wackelt, wie er sittert und herumfuchelt, bis er sein Pfeiferl in Brand steckt! — Und wenn's aufs Aufschneiden ankommt, nun da braucht der Bader nichts mehr zu lernen. Neulich hat er gerade dem Maler Marcell, der als Sicilianer 's erstemal an Winter im Gebirg zubringt und noch niemals 's Schneib'n (Schneien) g'sehen hat, weis machen wollen, der Schnee war' nichts anderes als lauter Gambswoll', die von die Berg' runterfliegt.“

„Nun, so können's d' Jager nit,“ lachte der Förster, „und hat es der Italiener geglaubt?“

„Beileibe nit!“ sagte der Wirt. „Der Maler ist nit so dumm! — hat er auch noch nie Schnee gesehen, so hat er schon gelesen davon, er ist ja g'studiert! Er hat mir's freilich gleich erzählt, so gut er es zuwegen bracht, machte ein recht ab'drehtes Gesicht dabei und sagte: Wart, den Bader werde ich schon wieder daran kriegen für die Lug! Er ist dann auf die Straßen 'nausgegangen und brachte eine Handvoll Schnee herein, that sie in eine Schale und stellte sie auf den Ofen. Als der Schnee zergangen war, nahm er eine schöne

vote Farb' aus seinem Malerkastl und im Nu sah das Schneewasser aus wie a feuriges Weinecl! Ein leeres Glascherl hat er auch noch g'habt, der Maler, von dem Hansl und auf dem ist gestanden „Spirassolano dolosch“ oder wie das welsche Wörtel g'heißt hat. Da hinter hat er die gefärbte Schneebriih' nun 'gossen, fest stopflet und mit einem Nord'siegel verschmiert. Der Zenzl hat's dem Bader nitbertrogen müssen mit einem schönen Gruß vom Herrn Marcell, es wäre ein kläcker Wein aus Südtalien, und der Bader hätt's wohl nit 'trunken, wenn die Zenzl, das welt'snarrische dumme Tschapperl nit g'sagt hätt' beim Geben: Dös Trautl Bader, g'hört für die g'schiebene Gambswoll.“

Das gab wieder ein Hallo, als der Wirt endete. Der Bader verstand einen Spaß, aber dennoch war er den noch glimmenden Fichtenspan auf des Wirt's weinrote Nase, daß die Funken davonstoben.

„Gut 'trossen, Bader!“ hieß es, und so ging es weiter. Es war eine weintlustige, mutwillige Gesellschaft.

Zweites Kapitel.



So kam Listi, die Anstiftetlerin, in die Stube.



Wahrscheinlich  
drinnen  
der Wirt  
Stube  
drauf  
knippten  
göhte  
draußen  
hohen  
Schnee  
Nachher  
menschen  
des Dö  
leins  
aufwend  
grimmig  
Stelle  
der Sch  
digen  
Wahrschein  
braut  
über  
hinweg  
braun  
Der  
Schne  
gem  
der weite  
ein mehrere  
bergerleiten  
Sommer  
gewaltigen  
den Leiten  
nend und  
Der über  
nannte ihn  
an das stat  
Rauhenste  
durch einen  
Wassern de  
Punkte des  
wiese auf  
lein vor j  
blieb unbe  
als den Zi  
gewaltiger



Leiten des nahen Gebirgs. Bis zu den Kirchenwegen drangen die Spuren der niedergegangenen Lawine in Form großer ballartiger Schneeflosse oder kleiner, sogenannter Schneewuzel, wie sich der Gebirgler nicht mit Unrecht auszudrücken pflegt. Diese Schneewuzeln nun erleichterten der Jugend jenes beliebte Spiel des Aufrichtens von Schneemännchen. Sie brauchte nur die runden Körper aufeinanderzutürmen und bald standen acht gewaltige Schneemänner zur allgemeinen Belustigung fertig in Reih und Glied da. Noch mehr aber als die Mädchen und Knaben selber erfreute dieses Werk den Maler Marcello del Arte aus Palermo, der so etwas in seinem Leben weder geträumt noch gesehen hatte und ungemein viel Spaß und Interesse an diesem lustvollen Dillet zu haben schien. Der Maler war noch



„Soll ich dir helfen, Hansl, den Kopf aufs Schneemanndl 'naufs'legen?“

ein junger Mann voll südländischer Lebhaftigkeit, und der Anblick, der sich ihm darbot, der Reiz der Neuheit, machte ihn springen und hüpfen. In einen ganz weißen, langhaarigen Kalmtüchberzieher versteckt, die Kapuze über den Kopf gezogen, sprang er gestikulierend und rufend um das seltsame Werk herum.

In diesen Bewegungen unterbrach er sich, einige Augenblicke zeichnend, bis ihm die Hände erstarrten, oder schreiend: „Bravissimo, liebe Rindl! Bau! Sie nur ja an diese Signori Ufchmah,“ wie er die Schneemännchen taufte. Das „husch! husch!“ er deutschen Kinder, einer allbekannte Gesichtsausdruck bei arger Kälte, war dem sicilianischen Künstler nicht mehr fremd, aber seine junge brachte nur ein „isch! usch!“ hervor, denn er im Zeichen anheilt und die blauen eisroten Finger spizen anhauchend endlich im warmen Kalmtüchberzieher verschwinden ließ. Marcello, der ihn einfach das ganze Dorf nannte, war glücklich und eilte nicht wenig dazu bei, die Freude der Kinder zu erlösen. Er verstand es, den unförmlichen Schneemännern mit Hilfe eines Spans und seines Taschenmessers natürlicher Formen zu geben. Der Maler übte sich in plastischer Kunst, und altes Laub, das die Lawine in Mengen mit herumgewälzt hatte, gab Augen und Mund und Knöpfe an den Wänsen der fertigen Schneemannbln.

„Jetzt wird noch ein neuntes gemacht!“ rief einer der unteren Bildhauer, „so viel Häuser unser Dörfel hat, so viel Schneemannbln müssen's werden.“ „Tammelt euch, Buben!“ meinte ein anderer wieder. „Wenn der Rosenkranz aus ist, müssen alle fertig sein.“ Und Marcello legte selbst Hand an zur Vollendung des

letzten Signor Ufchmah, der nach Wunsch der Kleinen der größte, der Hauptmann, werden sollte. Ein Junge von etwa 5 Jahren fällt uns auf; er war unstreitig das schönste Kind unter den Spielenden, und lebhaft wie ein Bergwiesel half er bei dem großen Schneemann mit bauen. Marcell suchte etwas entfernter Laub und anderes Unnütz zum Aufputz für den Kommodore der schneeweißen Front eisiger Soldaten, denn jedes der Schneemännchen hatte einen Säbel in der Hand. Ein altes grünes Filzhütchen wurde unter Hallo von einem Knaben im Schnee entdeckt, mit geknickter Spiehbahnsfeder und einem farblosen Seidenbändchen geziert. Dies war für den großen Schneemann einstimmig als Kopfbedeckung bestimmt. Da verkündete das Glöcklein das Ende der frommen Abendandacht, der Rosenkranz war

zu Ende. Alte Weibchen und hübsche Mädchen und Greise traten aus dem Kirchlein und zerstreuten sich, eiligst vorwärts trachtend, auf der weiten Brunnenniese ihren warmen Wohnhütten zuschreitend. Ein Mann von würdigem Auhern, im schönsten Alter und sorgfältig gekleidet, den warmen Tuchrock mit Astrachanfellen besetzt, das Gebetbuch in den behandschuhten Händen, ging gemessenen Schrittes auf dem schmalen ausgetretenen Weg, der von der Kirche zur Dorfschenke führt. Er mußte an den Kindern vorüber; da blieb er eine Weile suchend herumschauend stehen. Als er den schönen fünfjährigen Knaben gewahrte, rief er ihm freundlich zu: „Aber Hansl, friert dich denn nit, lieber Schatz? Geh, komm und geh mit mir in die warme Wirtsstube'n über. Dort ist heut d'in Mutterl, und das beste Glasl Muster mit Zwiebad soll dir der

Wirt bringen und meinethalben Wirtsl dazu, so viel du nur magst!“ Johannes, der schönen Witwe des verunglückten Bergmanns Flori Kind, war es, dem die liebevolle Ansprache galt. Der Kleine war aber so in Anspruch genommen mit Herbeiwälzung des ausgewählten Kopfstückes für den letzten Schneemann, daß er nur flüchtig aufsah und unbeirrt weiter spielte. Der ihm so zugethane Mann war niemand anders als der Pfleger Rauchensteiner und dieser näherte sich nunmehr dem spielleisrigen Knaben, den er so besonders zu lieben schien.

„Soll ich dir helfen, Hansl, den Kopf aufs Schneemanndl 'naufs'legen?“ fragte er den Knaben und nahm den zunächst liegenden möglichst großen Schneewuzel vom Boden auf.

„Den Wuzel nit!“ rief der Knabe, „das ist nit der



rechte! Dieser da muß hinauf, der da, den ich mir einbilde, Pfleger!" fuhr er weiter.

Des Knaben Wunsch war Befehl für den Raubensteiner. Er nahm den von Johannes bezeichneten Wuzel und stellte ihn als Kopf auf den Rumpf des unvollendeten Schneegebildes. Der Knabe dankte nicht einmal, er war es gewöhnt, daß ihm der Pfleger nichts abschlug; selbst als ihm derselbe einen blanken Silbergulden in die kleine Tasche gleiten ließ, achtete er nicht einmal darauf. Das Geld hatte für den Knaben weder Wert noch Anziehungskraft, er bekam es ja täglich geschenkt, es war ihm nichts Neues mehr.

"Hansl, komm jetzt zu mir!" sprach der gute Mann, "komm her und gib mir ein Bussel!"

"Ich darf niemanden Busseln geben!" antwortete beiseite springend der Knabe und schüttelte dazu den Pockenkopf. "Niemanden darf ich busseln!" wiederholte er, "mein Mutterl hat mir's verboten; höchstens dem Parrer auf die Hand eins und den braven Dirnerln außs Gbichel, hat die Mutter erlaubt, aber keinem Mannsbild, hat die Mutter g'sagt, das soll ich nit thun. Es kömmt leicht einer von mir a Bussel kriegen, meint die Mutter, der vom Vater etwas Sicheres weiß, darum gib keinem a Bussel!"

Der Pfleger ließ den Kleinen los, welchen er bis jetzt gärtlich mit den Armen umschlungen hatte. Sein Gesicht ward einen Moment bleich und der Ausdruck ein noch traurigerer wie sonst. Er seufzte tief auf und ging allein der Schenke zu.

Der Schneemann, zu dem der Pfleger den Kopf beibrug, war unter der geschickten Weisung Marcell's, des allgemeinen Kinderfreundes, nun bald fertig. Freudig sprang die Dorfjugend um den letzten Signore Wschmahn, als ihm vom Maler der grüne Hut aufgesetzt wurde. Das Thal wurde dunkler. Die Kinder hufchten dem warmen Stübchen zu. Einzelne Schneeflocken wirbelten im Winde, bald schneite es mehr und die neun Kopf starke Schneemännergruppe stand verlassen und allein auf der verdörrten Brunnenviese, die kurz vorher noch voller Leben war.

Als der Kirchenpfleger in die Schenkstube trat, da erschraf die schöne Witwe, sie debte zusammen und that einen Schritt zurück. Sie wußte, daß Raubensteiner ihrethalben kam. Er sprach freundlich, ja innig mit ihr und bot ihr die Hand zum Gruße. Sie aber nahm sie nicht und fragte nur kurz, was er zu trinken begehre.

"Was du willst, Lisi, das trink' ich auch!" antwortete er und nahm am kleinen Tischchen Platz, das gegenüber dem Ofentische stand. Die Gesellschaft am Ofentische grüßte mit Achtung den Pfleger, der zwar als Sonderling bekannt, nichtsdestoweniger aber für einen frommen, friedliebenden Nachbarn und als der größte Wohlthäter mit Recht in der Gemeinde galt. Es gab eigentlich keine Armen im Thal. Raubensteiner gab mit vollen Händen, wenn die Armut an seiner Thüre pochte, und kam sie nicht zu ihm, dann suchte er sie auf, oder was er noch lieber that, er bat den würdigen, alten Dorfsaplan, Geld und anderes an die Dürftigen zu verteilen, ohne daß jemand wußte, wer der edle Geber war. Aber der seltene Gast macht gewöhnlich eine Störung in zusammengewohnter Gesellschaft. Man unterbielt sich nicht mehr so frei und ungezwungen wie bisher, und dem ehrengedienten Pfleger war man auch sonst noch Rücksichten schuldig.

Er selber aber fühlte nur zu gut, wie wenig er da herein in das Fehgelage paßte. Jedoch die Liebe, die unwandelbare Liebe war's für Lisi, die spröde Witwe,

welche ihn noch schwerere Opfer hätte thun lassen, als in der rauchigen Kneipe zu sitzen. Durfte er sie doch unverwehrt sehen und mit ihr reden und war's auch nur über gleichgültige Dinge. Er dankte nicht berablassend oder verlegend, sondern schlicht und herzlich den Nachbarn für Gruß und Trunk und lud ein paar arme Teufel ein, mit ihm zu zechen, da ihm Lisi zum Bedauern ausgeschlagen hatte, mit ihm zu trinken. Der geschäftige Wirt ließ es nicht fehlen, den seltenen Gast aufs beste zu bedienen. Er schwänzelte beständig um den kleinen Tisch, fragte, wie der Wein munde, ob besserer erwidert wäre oder etwas kalte und warme Speisen. Er hatte immer ein waches Auge und Ohr für den kleinsten Wunsch des spendenden Pflegers.

Raubensteiner selbst trank mäßig, er ließ den eingeladenen und dem langen, spindeldünnen Dorfbock das flotte Zechen und viel Zechen über.

Etwas lebhafter ging's wieder her, als jetzt vollternd der Kunstmaler Marcell in die Stube trat, von allen namentlich von dem Förster und dem Pfleger herzlich begrüßt. Er stampfte sich den Schnee von den Füßen und mit einem drolligen: "Ush! Ush!" flüchtete er zu dem Wärme spendenden Ofen.

"Guten Abend, Signori!" sprach er dann und häupte dazu ein paar mal in der Stube auf und ab, denn Signor Marcello del Arte hatte kalte Füße bekommen. Er sah zu possierlich aus, der schwarzköpfige, braune Sicilianer in seiner weißen Kalmschafzuge. Ein wahrhaftiger Eisbär, dachten wir uns, aber ein italienischer und somit ein neues Kuriosum auf der buckeligen Welt.

"O Signori!" rief er den Anwesenden zu. "Ich kleinen Kindel sind große Künstler! Aus kalten, abseuligen Schnee machen sie der größte Signor Wschmahn mit so dicke Bauch und große Kopf wie der Bierbock zu Lerchbrunn."

Man lachte über den lustigen Maler und der Wirt holte warme Pilschule für den noch immer herumhüpfenden Marcell. Es gab noch ein Stübchen voller Humor und Scherz, aber dann leerte sich allmählich die Schenke. Der Wirt hatte heute einen guten Tag gehabt.

Als die letzten Gäste, mit Ausnahme des Italieners und des still beim Glase sitzenden Kirchenpflegers, gegangen, rief letzterer dem Maler zu. "Herr del Arte, ich bit' schön, kommen Sie zu mir und trinken mit ein Kläschel Strohwein zusammen."

Der Maler nahm die Einladung an und setzte sich zu dem ersten Mann am kleinen Tisch. Der Wirt ging diesmal selber und Lisi holte Zwieback aus der Küche für den nachschaffenden Italiener.

Die beiden Männer waren allein.

"Herr del Arte!" fing der Pfleger an, "haben Sie das Bild fertig von der Lisi und ihrem Bübel, das ich bei Ihnen bestellt und von dem niemand etwas wissen werden soll, daß Sie es für mich gemalt haben?"

"Heute ist fertig worden der schöne Bild, oder der Bild von die zwei schönste Leut' auf hundert Stund!" antwortete lebhaft und schnell der Befragte. "Hab' ich gebracht, gut verpackt, daß niemand sieht, was es ist. Hoffe, daß Signor Pfleger zufrieden sein wird!"

"Daran zweifele ich nicht!" unterbrach ihn etwas heftiger Raubensteiner. "Ist's doch ihr Bild, der lieben Lisi Bild!" und gab dem Künstler 5 Stück 100 Gulden-Noten mit den Worten: "Ist's genug oder kostet es mehr?"

"O nein, Signor Pfleger!" erwiderte der honorarhungrige Maler. "Es ist genug, es sind um 100 Gulden mehr als wie ich verlangt habe. Meine herzlichste Dank und werde verschwiegen sein wie Signor Wschmahn da außen!"



Der Wirt brachte Strohwein und Pisi Torte und  
 Allerweltsdinge, bis Signor Marcello del Arte, der  
 dem Strohwein zu viel traute, einnickte und bald nachher  
 schlief, als wäre er ein leibhaftiger Bär aus der  
 arktischen Zone. Der Wirt, welcher heute einen strengen  
 Tag gehabt und viel Wein gekostet, machte es dem  
 Italiener nach. Auch er schlief bald in einer Ecke und  
 der Pfleger schlief in dem zufriedenen  
 Gesicht. Der Pfleger war mit Elise allein noch auf,  
 die in angemessener Entfernung in einem Gebetbuch las.  
 „Pisi, komm her zu mir!“ bat Rauchensteiner die stille  
 Paterin, mit Liebe und Wohlwollen im Tone. Pisi fuhr  
 zusammen und blickte einen Augenblick den Pfleger an.  
 „Widerwillen kam  
 ich dann näher und  
 fragte, was sein Be-  
 zehr.“

„Was ich will, Pisi!“  
 antwortete er. „Brauchst  
 du es noch zu sagen?  
 — wie oft hab' ich es  
 dir schon gesagt! Dich,  
 Pisi, und deinen Johan-  
 nes will ich, sonst nichts  
 auf der Welt! Morgen,  
 Bergmann, sind es  
 fünf Jahr', daß dein  
 Mann, den Gott trösten  
 mag, auf dem Kirch-  
 steinhang oben, mit  
 einer Kohlenfuhr ver-  
 tannt ist. Morgen  
 sind die heiligen Jah-  
 resmessen und das  
 Seelenamt für den ar-  
 men Flori. Beten wir  
 für ihn morgen in der  
 Kirche und dann, Pisi,  
 ist endlich das Klagen  
 um den lieben Toten  
 und erbarm dich meiner  
 und mach mich glück-  
 lich mit deiner Hand.  
 Wird mein Weib! —  
 Ich bin als Brunnhof-  
 wärin in meinen Hof!  
 — Alles ist ja längst  
 ein, die ich so unend-  
 lich gern hab'! Vielleicht  
 — kannst du den Flori  
 nicht vergessen.“

„Pisi hörte schweigend  
 zu. Sie weinte. Wöglich fuhr sie empor und schaute  
 dem Pfleger scharf ins Gesicht.  
 „Rauchensteiner!“ hob sie an, „ich kann den Flori nit  
 vergessen. Eine Abnung sagt es mir, daß er nit selber  
 schuld ist an seinem Tod. Ein anderer hat ihn von  
 meiner Seiten gerissen, aber nit unser Herrgott, sondern  
 ein Hund, und derselbe muß noch aufkommen, es  
 muß seine verruchte That noch ans Tageslicht, und  
 wenn der Tag kommt, dann, Rauchensteiner, — dann  
 kannst du vielleicht wieder fragen, ob ich Brunnhof-  
 wärin werden will! Bis aber der Mensch nit entdeckt  
 ist, kann ich nit mit keinem zum Altar hintraten, mein  
 Jawort hergeben, — ich kann nit — der Himmel wird  
 mir's verzeihen!“ und schluchzend sank sie auf den Stuhl  
 zurück und schauderte zusammen.

Der Pfleger hörte mit offenem Munde starr zu.  
 Bleich wie ein Gespenst war der ernste Mann. Seine  
 Hände zitterten und hielten sich krampfhaft am Tische  
 fest, während dicke Schweißtropfen auf der Stirne er-  
 glänzten. Endlich stand er auf, legte zwei Zehnerbank-  
 noten auf den Tisch und wandte zur Thüre hinaus.  
 Ein leises, bebendes „Gute Nacht, Pisi!“ war der kurze  
 Nachtgruß für die Weinende, die er so wahnsinnig liebte.

Drittes Kapitel.

Der folgende Tag war wohl freundlicher als die ver-  
 gangene Nacht, aber dennoch lag etwas Drückendes in  
 der Luft. Der Vader hatte recht, es taute. Ein lauer,  
 unangenehmer Wind strich durchs Thal. Rinnen und  
 Gräben füllten sich mit  
 trübem Schneewasser  
 und die Schneemänner  
 auf der Brunnmiese  
 nahmen bedenkliche  
 Stellungen an. Ein  
 paar davon stürzten  
 eben ein. Der größte  
 aber trostete am längsten  
 der freisenden Tauleist,  
 nur sein Hut, den ihn  
 Marcello del Arte auf-  
 gesetzt hatte, hing schief  
 auf dem halbhergange-  
 nen Schneehädel.

Um die achte Mor-  
 genstunde lud harmo-  
 nisches Glockengeläute  
 zur Andacht. Sie galt  
 dem frommen Gedäch-  
 nis des vor Jahren  
 verunglückten Ober-  
 köhlers Florian Berg-  
 mann, der, allgemein  
 beliebt, noch in gutem  
 Andenken stand. Von  
 allen Seiten kamen  
 Menschen zur Kirche  
 herbei und deren  
 schwarze oder Halb-  
 trauerkleidung zeigte  
 dem Kundigen leicht die  
 ernste kirchliche Feier.  
 Es waren die üblichen  
 Jahresmessen und das  
 Seelenamt für den  
 armen Flori, der von  
 seinem jungen Weibe so  
 lange beweint wurde.



„Rauchensteiner!“ hob sie an, „ich kann den Flori nit vergessen.“

Auch Rauchensteiner fehlte nicht in der Kirche. Zu-  
 vor-  
 derst war in den Bestühlen sein Platz und ihm gegen-  
 über auf der Frauenseite kniete, in Thränen aufgelöst,  
 Floris bildschönes Weib. Rauchensteiner war heute mit  
 einem dunklen Mantel angethan, er sah kränklich aus.  
 Der Pfleger hatte eine lange, schmerzliche Nacht durch-  
 wacht. Pis's gestriger Bescheid ließ ihn wohl kaum  
 noch hoffen, jemals seine innersten Herzenswünsche in  
 Erfüllung gehen zu sehen. Gegen die seltsamen Ideen  
 der Witwe war nicht aufzukommen, mußte er sich wohl  
 denken. War für ihn die Liebste verloren, gäbe es keine  
 Aussicht, sie zu besitzen? Solche und ähnliche Fragen  
 dürfteten in schlafloser Nacht den Mann quälend auf dem  
 Pfuhl abgemartert haben.

Orgeltöne brausten durch den geweihten Raum, die Ge-



meinde ehrte in stiller Andacht den Abgeschiedenen, und Trostwar es für die Hinterbliebene, welche, ihren herzigen Knaben an der Seite, gesenkten Hauptes zum Himmel betete.

Ein einziges Mal, als der Trauerchor das erbebende Lied: „Aus der Tiefe zu dir rufen wir bedrängten Kinder dein! wolle unser Vater sein!“ anstimmte, blickte sie auf ihr Kind mit dem Ausdruck tiefster Mutterliebe und frommer Resignation.

Raubensteiner schaute hier auch auf den verwaissten Knaben hinüber, aber was ist ihm geschehen! Er bebte und noch blasser wurde sein Gesicht; war denn nicht noch etwas Hoffnung vorhanden, den toten Vater zu ersetzen? O wie würde er den kleinen Johannes lieben schon ihr zuliebe, die ihm mehr war als all seine Reichthümer und Güter und Ehrenwürden mit-

sammen. Trostlos starrte er auf die Altäre; er blickte zum schwarzen Brustkreuz hinüber, aber nirgends fand er Ruhe und Trost. Der Mann war krank und mit Mühe hielt er aus, bis der Gottesdienst zu Ende ging. Man entfernte sich stumm aus dem Gotteshaus und außen blieb man beisammen stehen, damit die noch in der Kirche weilende Vergamännin dann leben möge, wenn sie herauströme, wer alles dem Seelenamte beigevoht hatte. Es wird auf diese Aufmerksamkeit viel gehalten in den Bergen, und Vernachlässigung derselben führte nicht selten schon zu langen, oft lebenslänglichen Feindseligkeiten. Nun kommt sie die arme Frau, den bildhübschen frischen Jungen an der Seite. Der Pfleger in ihrer nächsten Nähe, aber unsicher war sein Schritt, er hielt sich ein paar mal am Kirchenportal fest. Lisi ging zu den nächsten Freunden und Bekannten, um ihnen für die Beweise frommer Liebe zu danken. Auch Raubensteiner zu danken, war ihre schwere Pflicht. Derselbe stand eben jetzt zunächst des großen Schneemanns, als Lisi verschämt auf ihn zutrat. Beide standen so, daß sie den Schneemann vor Augen hatten, der sich immer mehr neigte und triefend vor Wasser eine Lache am Boden umher bildete.

Da raffelten die letzten Schneeschichten am Schneemann, die seinen Kopf gebildet hatten, sie fielen auseinander und, o Himmel! — Welch Entsetzen erfasste da die beiden, als ihnen in diesem Momente, wo Lisi danken wollte, wo Raubensteiner den letzten Hoffnungsstrahl aus ihren schönen Augen ersahnte, ein morscher Totenschädel sein grausiges Antlitz zeigte. Ein wahr-

haftiger Totenkopf war es, der nun auf dem Rumpfe des Schneemanns saß und sie anstarrte.

Ein Schrei des Entsetzens ließ die Umstehenden nach der Stelle schauen, und Grauen erfasste alle, selbst der alte Förster, der furchtlose Jäger, bebte bei diesem Anblick.

„Er ist's! Er ist's, der Flori! Allmächtiger Herrgott!“ stöhnte der Kirchenpfleger und sein Antlitz war leichenbläß geworden. Lisi entdeckte im selben Momente den Hut ihres Gatten, sie presste ihn als teure Reliquie an die zuckenden Lippen. Alles verstummte im Kreis und sah erschreckt den fast zusammenbrechenden Raubensteiner an, der sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten vermochte.

„So sei's denn, barmherziger Gott!“ begann er, nachdem er tief Atem geschöpft und vor dem Weib des

Verunglückten auf die Knie sank. „Ich finde keine Ruhe, armes Weib, in meinem Herzen, bis ich mit vor aller Welt mein Verbrechen bekenn! Ich, Lisi, ich Elender hab' deinen Mann gemordet, ja, ich war's, der vor fünf Jahren oben auf dem Kirchbergerleitenhang um Oß' zweiflungsvoll rufen hab' hören und ein leichtes wäre es mir gewesen, deinem Flori noch zu helfen, der an einer Felschen über'n Abgrund draussen gehangen, die letzten Kräfte zusammennehmend, wieder heraufzukommen. Ein Seil, das ich bei mir gehabt, hab' hatt' ihn gerettet, aber die Fiab', Lisi, die sündhafte, wahrnimm, aber siehe Fiab' für dich hat mir's Herz aus dem Leib gerissen für alle andern als nur nicht für dich. Ich hab' ihn unterfallen lassen den Armen in die Schlucht, ich hab' ihn gemordet! Die Lahn (Lahnine), die gestern niedergegangen ist, hat der Himmel gegen mich 'braucht und



„Ich, Lisi, ich Elender hab' deinen Mann gemordet.“

Schneemann! — und er schauderte zusammen — „das dein Babel aufgerichtet hat, auf das ich selber den Kopf auf Geheiß 'nauithun mußte, spricht gegen mich armeneligen Sänder!“ Und jetzt verlagten ihn die Kräfte, er konnte nichts mehr sagen, nur mit Mühe brachte er die Worte hervor: „Lisi, ach verzeh mir, und Hansl, du auch, und jehz bindet und fesselt mich und bringt mich dem Henker!“

Die Anwesenden rührten sich nicht, sie waren vor Schrecken wie in den Boden festgewurzelt. Lisi hörte schon lange nichts mehr, sie lag wie tot neben dem zerfallenen Schneemann.

Der alte Priester kam indessen heran und vernahm die entsetzliche Kunde. Er ließ den Totenschädel in ein sogenanntes Beinhauschen im Friedhofe bringen



hat die Leute, nach Hause zu gehen, nachdem er  
aber tiefergreifende Worte an dieselben gerichtet  
ste. Sie gehorchten alle und Raubensteiner und der  
ste standen allein mit dem Vikar um die zusammen-  
rochene Frau.

Raubensteiner, Ihr habt schwer gesündigt an Gott  
den Menschen!" sprach der Geistliche, "Ihr habt  
auch gebüßt die lange Zeit und durch Almosen  
Schenkungen für fromme Zwecke den Himmel ver-  
mt!" Da erwachte die schwergetroffene Frau. Sie  
ob sich schnell, nahm ihr Kind an die Brust und  
ste jetzt thränenleeren Auges zum Himmel.

Bergmännin!" sprach ihr nach einer Weile der  
rdige Pfarrer zu, "Ihr schaut auf zu den Höhen  
gen Friedens, blickt nicht mehr auf die Erde zurück,  
Euch Euer Herz drängt, da dem Arnssten, Rauben-  
ner, zu vergehen!"

ssis schöne Augen senkten sich ruhig, jetzt waren sie  
ht. Sie blickte einen Moment zu dem ehrwürdigen  
Wesger, dann aber stießen die Thränen reichlicher  
n je und ihr Mund sprach die versöhnenden Worte  
den vernichteten Pfleger.

Raubensteiner!" schluchzte sie, dann aber fester bei-  
nd, sprach sie vernehmbar: "Ich hab' dir alles ver-  
en, Pfleger!" gab ihm die Hand und wankte, des  
wes bedürftig, zur Kirche.

Der Pfleger schritt weinend seinem Hause zu, ein  
higes Schloß; aber was war es ihm jetzt — und  
noch fühlte er sich etwas leichter, er wollte auch den  
elichen Gesegen vollkommen Genüge thun.

Mit dir dort oben, barmherziger Gott, bin ich schon  
ger veröhnt!" sprach er für sich selber und blickte  
och oben, "und nun — nun hinaus aufs Verchen-  
brunner Gerächt!"

sesten Schrittes ging er ins Haus. Eine Stunde  
ber trabten zwei tüchtige Schimmel aus dem Hof.  
Pfleger mit einem alten Knecht saß im Schlitten  
dahn ging's, der Verchenbrunner Hauptstraße zu.

Noch war im ganzen Dorfe der entsetzliche Vorfall  
dem Kirchnang in aller Munde, als eine Stafette  
nglückspost brachte: Eine Stunde von hier ist  
ächst der Verchenbrunner Poststraße eine Kavine  
vergegangen und begrub angesichts der kaiserlichen  
den Pfleger Thomas Raubensteiner mit zwei  
stigen Pferden. Der alte Veit ist durch Gottes  
nder aus dem Schlitten geschleudert und weit ab-  
noch lebend aufgefunden worden.

Raubensteiner wurde trotz des Vorgefallenen von  
en Herzen betrauert; die Armen hatten ihren großen  
Stützer verloren. Bei seinem Leichenbegängnis —  
a hatte den Verunglückten ausgegraben und nach  
ste überführt — war es Pisi, die einen Kranz ge-  
helter Alpenblumen auf den frischen Hügel legte,  
Dann steckte ein gleiches Büschel an das provi-  
sche Kreuz auf demselben.

Raubensteiner that schon vor Jahren bei einem Notar  
en letzten Willen kund. Mit Ausnahme von zeh-  
fund Gulden für die Armen und je tausend für seine  
s treuen Dienstboten, hinterließ er alles, — denn Ver-  
ste hatte er keine mehr am Leben, — der verwitweten  
abeth Bergmann und deren Sohn Johannes, und bat  
in einem Briefe, den er noch vor seiner Abfahrt ans  
chenbrunner Kriminalgericht, dem er sich stellen wollte,  
Pisi zurückließ, das Erbteil, das doch ehrlich von ihm  
verben, nicht anzuschlagen.

an nahm trotz vielen Jurebens des alten Vikars, des  
rizers und anderer Freunde nur so viel, um ihren

Sohn, der Talente zum Studieren zeigte, etwas Tüch-  
tiges lernen lassen zu können. Das übrige schenkte sie  
freiwillig dem Armenfonds der Gemeinde.

### Das I. deutsche Reichswaisenhaus.

Der Hinkende, um eine Ehrenpflicht zu erfüllen,  
führt seine Freunde auf einen Friedhof bei Madrid,  
an einen Grabhügel. Es ist spanische Erde, die den  
Grabhügel wölbt, aber sie deckt das brave Herz eines  
braven deutschen Mannes, eines Wohltäters unseres  
Reichswaisenhauses.

Der wadere Mann hat uns nicht gestattet, dem Leben-  
den für seine That der Barmherzigkeit und Menschenliebe  
dankend die Hand zu drücken, und nun stehen wir an  
seinem Grabe und legen mit bewegtem Herzen einen  
Kranz auf seine letzte Ruhestätte nieder. Gut ab!

Ferdinand Ganter

ist geboren in Röttenbach bei Neustadt im badischen  
Schwarzwald, gestorben in Madrid am 19. Juni 1888.



Dem Bilde sieht man den Schwarzwälder nicht mehr  
an, der Mann mit dem in den Nadeln geschobenen Hut  
und dem gewaltigen Schmirrbart kommt dem Beschauer  
eher etwas „spanisch“ vor. Es ist aber auch kein  
Wunder, wenn einer sein halbes Leben lang unter den  
Spaniolen zubringt, so muß etwas Spanisches an ihm  
hängen bleiben. Bei unserem spanischen Schwarzwälder  
aber ist das Herz deutsch geblieben.

Er war armer Leute Kind und nachdem er die  
Volksschule durchgemacht, bekam er Gelegenheit, seine  
Kenntnisse beim Hüten von Schafen und Schweinen  
zu verwerten. Dieses sonst sehr nützliche Geschäft be-  
bagte ihm aber auf die Dauer nicht. In jedem Schwarz-  
wälder steckt bekanntlich ein halber Uhrenmacher, in  
unserem jungen Ganter aber steckte ein ganzer, und  
als bei ihm eines Tages der Uhrenmacher zum Durch-  
bruch kam, ließ er seine schutzbefohlenen Schafe und  
Schweine laufen und er selber lief nach London, um  
dort bei bekannten Schwarzwältern die Uhrenmacherei  
zu lernen. In London lernte der junge Ganter sehr viel  
und verdiente sehr wenig. Es ging ihm recht kümmerlich,  
und als er sich nach einigen Jahren so viel Geld erspart  
hatte, um seine Überfahrt bezahlen zu können, ging er  
zu Schiff, um in Spanien sein Glück zu versuchen.

Sein Gepäck befand in einem kleinen Kofferchen und  
in einer vielversprechenden Ledertasche, die aber mehr



versprach, als sie halten konnte, denn wenn sie auch klapperte, es war kein Geld, sondern nur sein Handwerkzeug. Dieses Nur begründete aber sein Glück. Auf dem Schiffe befand sich ein reicher Engländer, der im Besitze einer kostbaren Taschenuhr war, die er sehr hoch hielt. Die Uhr machte wahrscheinlich ihre erste Seereise, bekam die Seckrankheit, sie ging immer langsamer, und am Ende sagte sie: „ich kann nicht mehr“, und blieb stehen. Jetzt war es ein Glück für unsern Ganter, daß seine Ledertasche nicht mit Geld, sondern mit seinen Instrumenten gefüllt war, denn mit diesen gelang es ihm, die kranke Uhr zu kurieren und wieder in flochten Gang zu bringen, und der dankbare Engländer, dem er seine Lage anvertraute, belohnte ihn reichlich und versah ihn mit wertvollen Empfehlungen an seine Geschäftsfreunde in Madrid. Von da an war ihm die Glücksgöttin hold. Er wurde ein reicher Mann und konnte noch in seinen besten Jahren, nachdem er sein Geschäft verkauft hatte, das Erworbene mit Muße genießen.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte er mit seiner Frau — er war kinderlos — meist in Madrid, Rom, Neapel, Paris, Freiburg i. B. und Neustadt im Schwarzwald zu. Der Tod seiner Lebensgefährtin traf ihn schwer, er machte sein Testament und starb bald darauf.

Sein großes Vermögen kam in zahlreichen Legaten in mehrerer Herren Länder an Verwandte, Freunde, Freundeskinder und milde Stiftungen, darunter auch das Reichswaisenhaus, dem er die stattliche Summe von 30000 Pesetas, das sind 24000 Mark, vermachtete.

Das Vermächtnis besteht in dem Anteil einer sichern, aber erst auf den 26. Februar 1894 kündbaren Hypothek und wird bis dahin mit sechs Prozent verzinst.

Ob die That des wackern Mannes Nachahmung finden wird? Der Hinkende will es hoffen, und wenn einer der geneigten Leser um einen Leibeserben in Verlegenheit sein sollte, — dann will sich der Hinkende für sein Waisenhaus bestens empfohlen haben. — Er wünscht übrigens seinen Lesern ein möglichst langes Leben und ist deshalb gerne bereit, ein etwa beabsichtigtes Erbe schon bei Lebzeiten der Erblasser für seine Waisen in Empfang zu nehmen. „Der Waisen Dank, Gottes Dank!“

Im übrigen hatte die Zunahme des Vermögens des Reichswaisenhauses im abgelaufenen Jahr einen nur geringen Fortschritt zu verzeichnen. Die Erhaltung einer Familie ist heutzutage ein kostspielig Ding, und wenn nun diese Familie gar mit 78 Kindern gesegnet ist, die ernährt, gekleidet und gut erzogen werden sollen, so weiß jeder Familienvater, daß dazu sehr ergiebige Einnahmequellen gehören. Diese Quellen laufen aber nicht mehr so reichlich wie in früheren Jahren, sie „tröpfeln“ nur noch, so daß unsere große Familie so zu sagen von der Hand in den Mund leben muß. Der Reiz der Neuheit ist vorüber, die erste Begeisterung ist verbraucht, und zudem, das große „Reservoir“ der Liebe und Barmherzigkeit, aus dem unsere Quelle früher so reichlich floss, ist seitdem vielfach angezapft worden, für Denkmäler zu Fuß und zu Ross, für unsere neuen afrikanischen Brüder, für Wassernot und Feuersbrunst und für eine Unzahl von Vereinen zu möglichen und unmöglichen Zwecken. Da bleibt natürlich für das arme Reichswaisenhaus nicht mehr viel übrig, und die laufenden Einnahmen, die zu dem Grundkapital geschlagen werden sollten, um den Bestand des Waisenhauses sicherzustellen gegen alle Wechselfälle, — diese Einnahmen müssen nahezu ganz für den Betrieb und die Erhaltung des Waisenhauses aufgebraucht werden.

Wenn aber auch die Schar unserer Fechter kleiner

geworden ist, es ist noch eine brave, tapfere Rekruttruppe vorhanden, die treu zu ihrer Fahne hält, und die unsern wackern Freunden und Fechtgenossen rufen will zu: „Haltet fest in alter Treue, erlahmet nicht in euren Eifer, damit wir den Tag erleben, an welchem das Reichswaisenhaus durch hinreichend zinstragendes Kapital gegen alle Stürme gesichert ist.“

Elf Knaben sind letzte Ostern aus der Schule entlassen worden und der Verwaltungsrat hat sie mit Hilfe der Fechtverbände und anderer Freunde bei thätigen Handwerksmeistern in die Lehre gegeben. Es sind nun wieder zerstreut in die weite Welt, aber ausgestattet mit einer guten Erziehung und unter der Hut fürsorgender Wohltäter.

### Reichswaisenhaus-Rechnung für das Jahr 1888. (Auszug.)

#### Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1888	„	596.4
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	„	832.1
Verpflegungsbeiträge	„	2911.3
Veim. „Hinkende Voten“ u. eingegangen	„	2726.8
Von der Generalschule eingezahlt	„	15339.8
Sonstige Einnahmen	„	817.2
Summa aller Einnahmen	„	30752.8

#### Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.		
Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke, Porti und Frachten, Sporteln u. c.	„	1416.2
B. Für eigentliche Anstaltszwecke.		
Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	„	126.0
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„	3326.8
Für das Anstaltsgebäude: Neubau und Unterhaltung u. f. Wasserversorgung	„	6013.4
Für Hauseinrichtungsgegenstände	„	916.7
„ Bekleidung	„	2304.7
„ Heizung und Beleuchtung	„	800.7
„ Lebensmittel	„	9061.0
Aufwand für Haustiere und Sonstiges	„	1779.5

#### C. Grundstocks-Ausgaben.

Einlagen b. d. Generebank	„	2500.—
Einlagen bei der Sparkasse (Zins aus 1888)	„	389.73
Für Erwerbung einer Güterparzelle	„	206.57
Summa aller Ausgaben	„	28841.6
Kassenvorrat am 31. Dezember 1888	„	1911.3
Summa	„	30752.8

An zinstragenden Kapitalien sind bis heute angelegt:

a) in Wertpapieren bei der Reichshauptbank	„	204958.8
b) bei der Sparkasse Lahr	„	11217.3
c) „Lahrer Generebank, G. G.	„	7000.—
d) auf Hypothek in Madrid	„	21600.—
Summa	„	244776.1

La hr, 1. Mai 1889.

Die Berechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses  
Albert Guth.